

DEUTSCHE RUNDSCHAU

herausgegeben von Rudolf Pechel

Aus dem Inhalt:

Rudolf Pechel nun erst recht Europa!

Werner G. Krug Der Nordpol wird aufgerüstet

Georg Stadtmüller . . . Deutsch-polnische
Nachbarschaft

Ewald Wasmuth Ludwig Wittgenstein

Gottfried Kölwel . . . Ahnenbilder

Rudolf Hagelstange . . Das Vergängliche

80. Jahrgang · Oktober 1954

10

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU · BADEN-BADEN

INHALT

RUDOLF PECHEL		R. CALTOFEN	
... nun erst recht Europa! . . .	993	Antonio Machado	1035
WERNER G. KRUG		RUNDSCHAU	
Der Nordpol wird aufgerüstet . . .	995	Marco Polo (1038) — Löcher in	
GEORG STADTMÜLLER		der Geschichte (1040) — Die neue	
Deutsch-polnische Nach- barschaft	1002	Kathedrale von Coventry (1041)	
THEODOR STELTZER		— Carl von Ossietzky und der	
Eyvind Berggrav 70 Jahre . . .	1008	Friedens-Nobelpreis (1043) — Ein	
BEAT CHR. BÄSCHLIN		Streiter aus Verantwortung (1044)	
Jeremias Gotthelf und der politische Radikalismus . . .	1010	— Georg Alexander Mathéy 70	
FRIEDRICH SEEBASS		Jahre (1046) — Liebeserklärung an	
Gotthelfs Bild in der neueren Forschung	1015	Claire Waldoff (1047) — Moderner	
EWALD WASMUTH		Strafvollzug (1048) — Kommt „di	
Die „Tür im Rücken“	1018	ortografireform“? (1049)	
KURT ROSCHMANN		GÖTTFRIED KÖLWEL	
Max Scheler	1024	Ahnenbilder	1051
MORITZ LEDERER		RUDOLF HAGELSTANGE	
Saisonbeginn vor 50 Jahren . .	1028	Das Vergängliche	1061
KARL KROLOW		WOLFDIETRICH SCHNURRE	
Metamorphose	1031	Der Grabstein	1064
HANNS-ERICH HAACK		HELMUT HAURI	
Arthur Rimband	1032	Mann über Bord	1069
		KARL SCHWEDHELM	
		Brombeerwildnis	1075
		LITERARISCHE	
		RUNDSCHAU	1076

Redaktion: Stuttgart O, Haußmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag *Deutsche Rundschau*, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die *Deutsche Rundschau* erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzügl. Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse, Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 720 30. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die *Deutsche Rundschau* veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte nur bei Rückporto. — Herausgeber: Rudolf Pechel.

Verantwortlicher Redakteur: Klaus Hoche.

Druck: Pressehaus Giesel & Co., Wiesbaden, Bahnhofstraße 33

... nun erst recht Europa!

Alle, die ihre Hoffnung auf eine neue Ordnung durch die Verwirklichung des Vereinigten Europa setzen, haben zwei schwere Enttäuschungen erlitten: durch den Tod eines der wertvollsten Wegbereiter des neuen Europa und durch die Vernichtung des EVG-Vertrages durch die französische Nationalversammlung.

Alcide de Gasperi, geb. am 3. April 1881 in Südtirol, erlebte seine Jugend und seine Studienjahre in der alten Donaumonarchie. Er studierte in Wien und trat bald einer irredentistischen Organisation bei, in der er sich so lebhaft betätigte, daß er im Jahre 1904 zu einem Monat Gefängnis verurteilt wurde. 1911 war er Abgeordneter im Wiener Parlament. Nach der Abtretung Südtirols an Italien gründete er mit Don Sturzo zusammen die Volkspartei. Nach seiner ganzen Art mußte er später in Opposition gegen den Faschismus und Mussolini geraten. Seine Zeitschrift „Trentino“ wurde verboten. Er ging in den politischen Untergrund unter falschem Namen, wurde aber entdeckt und zu 4 Jahren Gefängnis verurteilt. Auf Intervention des Vatikans befreit, fand er Zuflucht in der Vatikanischen Bibliothek.

Nach Kriegsende wurde er Minister ohne Portefeuille und Außenminister in der Regierung Bonomi, bis er im Dezember 1945 Ministerpräsident wurde, ein Amt, das er bis zum Juli 1953 verwaltet hat. Seiner klugen, zurückhaltenden und zugleich mutigen Art gelang es, Italien eine stabile Regierung zu geben mit ausgesprochener Wendung gegen den Kommunismus. Er wurde sehr bald ein Vorkämpfer für den europäischen Gedanken und gehörte zu den führenden Persönlichkeiten, die weitblickend genug waren, aus geschichtlichen Gewordenheiten die notwendigen Folgerungen zu ziehen. Auch ihm blieb das Schicksal nicht erspart, den Undank seiner eigenen Partei zu ernten. In seiner Arbeit für Europa ließ er nicht nach trotz eines Herzleidens, dem er vor kurzem erlag. Aber seine nächsten Freunde sind der Überzeugung, daß er am gebrochenen Herzen gestorben ist wegen der Irrwege, die der EVG-Vertrag nahm und besonders durch die Änderungen am Verträge, die der französische Ministerpräsident Pierre Mendès-France vorgeschlagen hat.

Die eingetretene Depression über seinen Tod und über die merkwürdige Prozedur, mit der in der französischen Nationalversammlung der EVG-Vertrag zu Fall gebracht wurde, ist verständlich. Bei der Entwicklung, durch die der Gedanke eines Vereinigten Europa hat gehen müssen, war es notwendig, sich auf empfindliche Rückschläge gefaßt zu machen. Aber für alle, die aus geschichtlicher Logik heraus jeden Nationalstaat in Europa für einen Archaismus halten, muß aus der Enttäuschung nur *eine* Folge-

rung gezogen werden: serrez les rangs! Es gibt keinen anderen Weg, Europa und seine geistigen Grundlagen, die noch immer Recht, Freiheit, schöpferischer Geist und Christentum heißen, zu retten. Denn sie alle sind von dem *einen* Feind bedroht. Diese geistige Gemeinschaft *ist* existent, und es ist wahrlich ein Ziel, das des Schweißes der Edelsten wert ist, mit aller Kraft mutig und gläubig sich für seine Verwirklichung einzusetzen, auch wenn der Weg noch so mühsam und vielleicht sehr lang bis zur Erreichung des Ziels sein wird.

So tief man die Entscheidung der französischen Nationalversammlung auch bedauern muß, so darf nicht vergessen werden, daß Millionen guter Franzosen des Glaubens leben, daß auch die Rettung Frankreichs nur in einem gefestigten und geeinigten Europa möglich sein wird. Man kann es wirklich schwer verstehen, daß bei der Kenntnis der Schicksale Polens, der Tschechoslowakei, Ungarns, Bulgariens, Rumäniens und der Zustände in der sowjetischen Zone Deutschlands klardenkende Politiker bei der tödlichen Gefahr nicht alles Trennende zurückstellen und den einzigen Weg zur Rettung gehen. Wir kennen die französischen Hemmungen und können sie auch würdigen, die in dem Weltfeind, der Angst, begründet sind. Aber gerade von einer Nation, die der Menschheit so viel an großen Ideen gegeben hat, möchte man erwarten, daß sie den Mut aufbrächte, das Herz über die Hürde zu werfen und den Forderungen der großen Vernunft geschichtlicher Entwicklung mutig zu folgen. Sonderbarerweise findet man heute in Frankreich in manchen Kreisen etwas, das man den Deutschen mit Recht zum Vorwurf gemacht hat: ein emotionelles Denken statt der klaren ratio.

Zuzugeben ist, daß man es den Franzosen nicht leicht gemacht hat, ihre Sorge um die Entwicklung vor einem wiedererstarkten Deutschland zu überwinden, obwohl gerade in der europäischen Gemeinschaft die Gefahr eines deutschen Nationalismus am geringsten ist.

Beim Hinblick auf die Europäische Verteidigungsgemeinschaft hat man gar zu viel von den zwölf bewaffneten Divisionen gesprochen, anstatt an die Millionen Deutscher, vor allem in der deutschen Jugend, zu denken, die dem Gedanken des Vereinigten Europa mit Leidenschaft ergeben und ihrerseits bereit sind, auf nationale Sentimentalitäten zu verzichten.

Die Hoffnung bleibt, daß kein Streben kurzsichtiger Politiker auf die Länge stärker sein kann als die Kraft der Idee, die allein zukunftsträchtig ist im Gegensatz zu einem sterilen Nationalismus. Die Völker erwarten, daß nicht mehr so wunderbar gescheit über das Vereinigte Europa *geredet*, sondern daß *gehandelt* wird. Der Vorwurf trifft auch deutsche Organisationen, die so viel Papier verbrauchen, ohne vorwärts zu kommen.

So muß die Parole nach diesen Fehlschlägen lauten: „Nun erst recht“ — und noch nicht „Und dennoch“, was die letzte Antwort auf ein neuerliches Versagen der Politiker sein würde.

Um Europa aufzubauen, muß vielleicht mehr zerstört als gebaut werden. Eine ganze Welt von Vorurteilen, Verzagtheit und Ressentiment muß niedergerrissen werden.

Alcide de Gasperi im Oktober 1953

Der Nordpol wird aufgerüstet

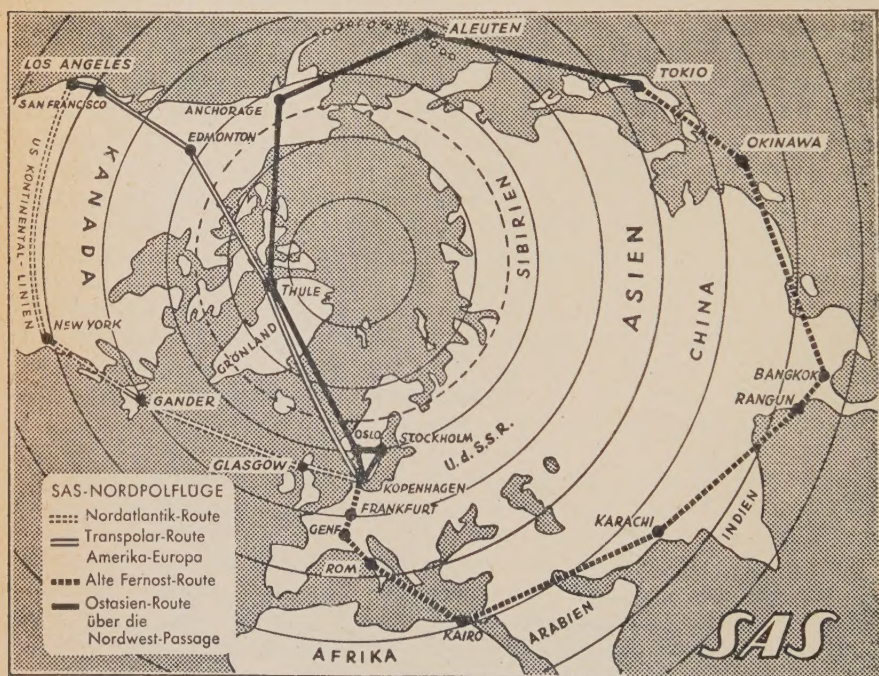
An einem dieser Tage wird vom Osloer Flugplatz Gardermoen eine viermotorige Verkehrsmaschine der SAS zu ihrem ersten regelmäßigen Passagierflug über die Polarroute starten. Sie wird die japanische Hauptstadt Tokio in einer Flugzeit von knapp 35 Stunden über Thule (Grönland), Fairbanks (Alaska) und Shemye (Aläuten) erreichen. Die von Thule abzweigende, ebenfalls regelmäßig beflogene Passagierstrecke über Edmonton (Kanada) wird den Endhafen Los Angeles an der pazifischen Küste der USA in etwas mehr als 24 Stunden erreichen. Der damit aufgenommene regelmäßige Liniendienst nach der amerikanischen Westküste und nach Tokio bringt über die Nordpolroute eine Zeitersparnis beim Flug Deutschland—Kalifornien von etwa 10 Stunden gegenüber den bisher üblichen Routen und beim Flug Deutschland—Tokio sogar eine solche von 20 Stunden. Abgesehen aber von der Zeitersparnis ist die Aufnahme dieses Flugverkehrs von ganz besonderer Bedeutung. Sie rückt die abgelegenen, menschenleeren Polargebiete in den Mittelpunkt unserer Erdhälfte. Sie demonstriert uns in geradezu beklemmender Deutlichkeit, daß die kürzesten Verbindungslinien zwischen den wichtigsten Zentren der nördlichen Halbkugel über den Pol führen, und daß damit die polare Eiskappe mehr und mehr zum Zentralkpunkt des Weltgeschehens wird.

Seitdem vor einem Vierteljahrhundert wagemutige Flieger die ersten schüchternen Vorstöße in die Reservate der Primitivität wagten, gibt es im arktischen Norden kein „Ende der Welt“ mehr. Als während des Zweiten Weltkrieges die ersten Geleitzüge mit Pacht-Leih-Hilfe von den nördlichen Gewässern Amerikas zu den am ewigen Eisrand gelegenen Häfen der Sowjetunion zogen; als zu gleicher Zeit die erste Luftbrücke pausenlos von Alaska über Sibirien nach Europa geflogen wurde; als man später im Gletschergebiet Grönlands zuerst Wetterstationen und schließlich komplette Flughafenstädte baute; als endlich die Amerikaner und die Sowjets im Packeis um den Pol Luftstützpunkte und Militärbasen anlegten: da war es mit der Abgeschiedenheit, Verkehrsfeindlichkeit und angeblichen Nutzlosigkeit der Arktis für immer zu Ende.

Nachdem man sich auf Grund der Erfahrungen im letzten Krieg der großen strategischen Bedeutung der Polargegenden plötzlich bewußt geworden war, begann nun ein Wettlauf um die Beherrschung der Gebiete im ewigen Eis. Er hält ohne Unterbrechung an und scheint langsam seinem Höhepunkt zuzustreben. Diese Entwicklung hat alle Anrainer des nördlichen Eismeres erfaßt, das sowjetische Sibirien und Weißmeergebiet ebenso wie das amerikanische Alaska, das kanadische Nordterritorium ebenso wie das dänische Grönland, das norwegische Spitzbergen und die europäischen Provinzen jenseits des Polarkreises.

Zweifellos ist es richtig, daß die Gebiete rund um den Nordpol zu einem großen Teil noch nicht richtig erforscht sind. Aber es wäre verfehlt, daraus schließen zu wollen, daß sie auch herrenlos sind. Die Staaten, die an das Nördliche Eismeer grenzen, haben längst die dem Verlauf ihrer Grenze entsprechenden Sektoren des geographischen Gradnetzes für sich beansprucht. Wie bei einer Torte haben sie Stücke verschiedener Größe herausgeschnitten und nach diesem Schema das ganze Polargebiet untereinander aufgeteilt.

Weitaus der größte Sektor ist der sowjetrussische, der von der äußersten Spitze Sibiriens bis zum Nordpol und von dort über das Franz-Josephs-Land und den Ostteil Spitzbergens bis nach Petsamo an der norwegischen Grenze reicht. Hält man ihm die amerikanischen und kanadischen Sektoren in ihrer Gesamtheit entgegen, die den Bereich zwischen der Beringstraße, dem Pol und Grönland umfassen, so kann man daraus folgern, daß auch im Bereich der Arktis die Erde zweigeteilt ist. Die beiden dazwischen liegenden Sektoren Dänemarks (im wesentlichen Grönland und das anschließende Gebiet zum Pol) und der schmale norwegische Streifen, der vom europäischen Nordkap über Jan Mayen und den Westteil Spitzbergens zum Pol reicht, sind geringer im Ausmaß, aber als Zonen, in denen sich die Interessen überschneiden, von besonderer Bedeutung. Da große Teile der Arktis nach internationalem Recht freie Gewässer sind, kann niemand daran gehindert werden, außerhalb der Territorialgewässer zu tun, was ihm beliebt.



Pausenlos hämmern es die amerikanischen verantwortlichen Stellen der Öffentlichkeit ein (und auf sowjetischer Seite wird es keinen Deut anders sein): die fieberhaft ausgebauten sowjetischen Militärstützpunkte auf der Kamtschatka-Halbinsel und der Tschuktschen-Halbinsel in der Beringsee sind die einzigen Absprungbasen der Russen, von denen aus im Ernstfalle Bombenangriffe auf amerikanische und kanadische Rüstungszentren, ja sogar auf das große Atomkraftwerk Hanford im Staate Washington möglich sind. In diesem fernöstlichen Militärbezirk der Sowjetunion soll sich eine Garnison von drei Polararmeen in Stärke von 25 Divisionen (zwischen 250 000 und 300 000 Mann) befinden, deren Ausrüstung allen Anforderungen in den Regionen ewigen Eises entspricht und die in arktischer Kriegsführung hervorragend geschult sind. Ohne Zweifel wissen die westlichen Nachrichtendienste, was die Sowjets längs der sibirischen Küste machen. Ein Laie kann nur mutmaßen, daß ihr Thule wahrscheinlich auf der Kronprinz-Rudolf-Insel liegt, der nördlichsten Insel von Franz-Josephs-Land (heute Lomonossow-Land). Hier, auf der Tschuktschen-Halbinsel, auf Sewernaja Semlja und im Raum von Murmansk stehen auf neugebauten Luftbasen Hunderte von TU-4-Fernbombern, das sowjetische Gegenstück der amerikanischen „Superfestungen“, weiter die vom ehemaligen Chefkonstrukteur der Junkers-Werke, Professor Baade, aus dem deutschen Düsenbomber Ju 287 entwickelten ersten Atombomber der Sowjetluftwaffe, den TU 140 und TU 150. Auf triftenden Eisiseln befinden sich in unmittelbarer Polnähe seit Jahren sowjetische Beobachtungs-Stützpunkte, deren Mannschaften ausschließlich mit dem Flugzeug versorgt und abgelöst werden.

Der militärpolitische Vorstoß der Sowjets in die Arktis begann in dem Augenblick, als die Sowjetsender in den zwanziger Jahren jene berühmte Note „An Alle“ in die Welt funkten, in der sämtliche Inseln zwischen der sibirischen Küste und dem Pol kurzerhand zum Eigentum der Sowjetunion erklärt wurden. Im Jahre 1931 folgte die Errichtung der Glawsewmorputj, der „Hauptverwaltung des Nördlichen Seeweges“, der auch die Nordostpassage nach der Beringstraße, also nach Asien und Amerika, untersteht. Dieser Verwaltung standen von Anfang an zur Verfügung: ein jährlicher Etat von 400 Millionen Rubel, die größten und stärksten Eisbrecher der Welt von je 15 000 BRT und 11 000 PS, dazu 150 Hilfsschiffe und 80 Flugzeuge. Von ihr wurden bereits vor 19 Jahren 233 Wetterbeobachtungsstellen längs der ganzen sowjetischen Arktisgrenze errichtet. Die Stützpunkte Polnarnoje, Murmansk, Archangelsk und Petropawlowsk wurden bereits lange vor dem Zweiten Weltkrieg zu starken Militärbastionen ausgebaut. Bereits vor 20 Jahren starteten rote Flieger zu den ersten Polflügen, verfügte Moskau bereits über 27 000 km Luftstrecken in der Arktis, während 20 000 Geologen sämtliche Polargebiete des Sowjetbereiches mit viel Erfolg nach Bodenschätzen durchwühlten.

Die Regionen des ewigen Eises sind seitdem zu einer der interessantesten und heißesten Wetterecken der Weltpolitik geworden. Der Kalte Krieg hat hier seine eigenen, spukhaften Formen entwickelt. Er vollzieht sich im monatelangen Dunkel der Polarnacht, und es bedeutet nichts Außer-

gewöhnliches, wenn auf den Radarschirmen der vorgeschobenen Stationen — und zwar beider Seiten — in letzter Zeit immer wieder „unbekannte Flugzeuge“ auftauchen, die über die einsame Arktis streifen. Wenn sie von den All-Wetter-Jägern im Alarmstart verfolgt werden, verschwinden sie stets in Richtung auf den Nordpol, das große Niemand्सland des ungeheuren arktischen Manövergeländes. Beide Seiten schweigen über die Begegnungen, die bisher auf diesen Routen stattgefunden haben, und niemand kann sagen, ob es tatsächlich bei den gespenstischen Begegnungen auf den Radarschirmen geblieben ist. Was man aber weiß, ist folgendes: Ein sowjetischer Offizier, M. M. Gromow, der in den dreißiger Jahren mehrere Freundschaftsflüge über den Nordpol nach den USA unternommen hatte, wurde jüngst als Generalmajor der strategischen Luftflotte der UdSSR genannt. Von ihm stammt der Ausspruch, daß der nächste Weg in das Herz Amerikas über den Pol führe.

Und tatsächlich: über das Eismeer führt die kürzeste Verbindung nicht nur zwischen den USA und der UdSSR, sondern auch zwischen dem nördlichen Asien, der nordamerikanischen Pazifikküste und Europa. An den Ufern der Beringstraße liegen sich die beiden mächtigen Giganten unserer Zeit auf Ruf- und Sichtweite gegenüber; hier sind die sowjetische Große Diomedes-Insel und die amerikanische Kleine Diomedes-Insel nur durch vier Kilometer Wasser getrennt, das während der Polarnacht zufriert! Die Strategen im Washingtoner Pentagon haben dieser exponierten Lage und Bedrohung Rechnung getragen und in den letzten Jahren ein militärisches Sicherheitsprogramm in ihren arktischen Gebieten eingeleitet, an dessen Vollendung seitdem unter Einsatz gewaltiger Mittel — man spricht nicht von Millionen, sondern von Milliarden Dollar — gearbeitet wird. Im Mittelpunkt ihrer Polarstrategie stehen zehn große Militärstützpunkte, Luft- und Marinebasen allein in Alaska: angefangen mit der Marinestation auf der am weitesten nach Asien vorspringenden Aläuteninsel Attu über drei weitere Stützpunkte auf der Aläutenkette, einem auf der Insel Kodiak im Alaskagolf, eine bei Nome, der westlichsten Stadt des Territoriums an der Bering-See, eine bei Point Barrow, dem amerikanischen Nordkap am Eismeer, sowie endlich zu den großen Verteidigungsanlagen und Flughäfen (Ladd- und Eielson Field und Fort Richardson) am Rande der beiden größten Städte Anchorage und Fairbanks, welche durch die einzige, 750 km lange Bahnlinie Alaskas miteinander verbunden sind. Von Fairbanks im Innern startet mit uhrwerkhafter Regelmäßigkeit zweimal wöchentlich ein Wetterflugzeug, der „Ptarmigan“ (Polspringer) der US Air Force, zum Nordpol. Hier beginnt auch die einzige direkte Landverbindung zwischen den USA und ihrem abgelegenen Territorium, die während des Zweiten Weltkrieges durch menschenleere Tundra gelegte, mehr als 3000 km lange „Alaska-Straße“ quer durch das kanadische Yukon Territory.

Größtes Kopfzerbrechen bereitet den Amerikanern die Verteidigung des Kernstückes Alaska, nicht nur wegen seiner exponierten Lage unmittelbar vor der „Hintertür der Sowjetunion“, sondern vor allem wegen seiner schlechten Verkehrsverhältnisse und der geringen wirtschaftlichen Erschließung und Besiedlung. Da selbst die größte Truppen- und Mate-

rialmassierung im Ernstfalle nicht das ganze Territorium verteidigen und — wie im Zweiten Weltkrieg von seiten der Japaner — eine Landung auf abgelegenen Inseln oder an isolierten Punkten an der Eismeerküste verhindern könnte, will man sich auf die Verteidigung der sog. „Herzland-schaft“ beschränken. Diese „Igelstellungen in einem Meer von Tundra“ sollen im Ernstfall auf sich selbst gestellt bleiben und unter allen Umständen gehalten werden. Wie weit entfernt die amerikanischen Planer noch von diesem Idealfall sind, beleuchtete vor kurzem der bekannte Militärkritiker Hanson W. Baldwin. Er stellte fest, daß für den „heartland concept“ derzeit höchstens 25 000—35 000 Bodentruppen, ein noch sehr lückenhafter Radarschirm und eine schwache Luftflotte zur Verfügung stehen. Und dies für ein Gebiet von mehr als der dreifachen Flächenausdehnung Gesamtdeutschlands, auf dessen 1,5 Mill. qkm nur wenig über 160 000 Menschen leben.

Man hat im amerikanischen Kriegs- und Verteidigungsministerium die Konsequenz aus dieser Situation gezogen und ein militärisches Ausbauprogramm eingeleitet, welches unter Aufwendung von bisher 2,5 Milliarden Dollars das ferne Nordland zur „größten Baustelle der westlichen Welt“ machte, die gar bald bis an den Nordpol reichte. Seitdem wachsen in menschenleerer Einsamkeit und auf abgelegenen Inseln Flugplätze, Befestigungsanlagen und Materialdepots förmlich über Nacht aus dem Boden. Entlang der ganzen Küste wird ein lückenloser Radarschirm errichtet. Gemeinsam mit dem benachbarten Kanada finden jeden Winter jenseits des Polarkreises ausgedehnte Manöver statt, bei denen Truppen und Material bei 50 bis 60 Grad unter Null mit arktischer Kriegsführung vertraut gemacht und neuartige, kälte-unempfindliche Ausrüstungen erprobt werden. Für die Mannschaften in der Arktis wurde ein Spezialzelt aus Nylon entwickelt, das die Insassen selbst bei Temperaturen bis zu 50 Grad warm hält und ganze 50 Pfund wiegt. Zur Beleuchtung stehen eßbare Kerzen zur Verfügung, die notfalls als eiserne Ration dienen können. Für die Luftwaffe hat man heizbare Kabinen und Pelzkombinationen, hochkonzentrierte und daher wenig Laderaum beanspruchende Lebensmittel und Medikamente entwickelt. Eine Einsatz-ausrüstung für Polarflieger ist im Fallschirm befestigt, so daß sie beim Absprung nicht verlorengehen kann. Sie wiegt nur zehn Kilo, enthält Lebensmittel für 10 Tage und umfaßt daneben: einen luftleer gepackten Schlafsack, einen Kochofen mit eingedostem Heizmaterial, einen Revolver, Fausthandschuhe, Schneebrille, Signallampen, Leuchtraketen, wasserfeste Streichhölzer, Wollsachen, Kompaß, Wasserbehälter, Taschenmesser, ein Handbuch über erste Hilfe. Jedes Flugzeug führt einen kleinen Hangar mit sich, der die „Nase“ der Maschine aufnehmen kann und außerdem als Arbeits- und Wohnraum für die Flugzeugwarte dient.

Weit außerhalb der Küsten, im ewigen Eis der Polarnacht, treiben auf festen Stationen die vorgeschobenen Beobachter beider Seiten. Nachdem vor drei Jahren eine amerikanische Militärmaschine vom Typ Dakota erstmalig in der Geschichte bei 57 Grad unter Null auf den Eisschollen am Nordpol gelandet ist, wurde 1952 zum erstenmal eine erst wenige Jahre vorher entdeckte und im Polarmeer treibende Eisinsel von der

amerikanischen Luftwaffe besetzt. Die nur 160 km vom Nordpol entfernte und in Richtung Ellesmere-Land treibende Driftstation „T 3“ ist 90 qkm groß, 6,5 km breit und 15 km lang, während ihre solide Eisdecke durchweg 50 m stark ist. Dies „Project Icicle“ (Eiszapfen) wird ständig von 32 Mann bewohnt, die ihm nach seinem ersten Kommandanten den Namen „Fletcher-Insel“ gaben. Sie ist ein großartiges Versuchsfeld für die vielfältigen Aufgaben der Meteorologen, Hydrographen, Geophysiker, für die militärischen Spezialisten und als vorgeschobener Posten im Netz der polaren Radarstationen.

Im benachbarten Kanada befinden sich die von Amerikanern und Kanadiern gemeinsam eingerichteten und unterhaltenen nördlichsten landfesten Stützpunkte: die fünf Wetter- und Radarstationen Resolute Bay auf Cornwallis Island, Isachsen auf der Ellef-Ringnes-Insel, Mould Bay auf Prince Patrick Island, Alert, rund 700 km vom Pol entfernt, am Kap Sheridan, Eureka am gleichnamigen Sund und das rein kanadische RCMP (Royal Canadian Mounted Police)-Detachement Craig Harbor, alle drei auf Ellesmere-Insel. Sie sind z. T. mit 20 Mann laufend besetzt. Auf Neufundland sind die rein amerikanischen Militärbasen: Argentia für die Marine, Harmon, Pepperell und McAndrew für die Luftwaffe. Außerdem wurde nach dem Kriege der Stützpunkt Goose Bay in Labrador der US-Luftwaffe auf zwanzig Jahre „Zeitpacht“ mit eigenen extensiven Rechten überlassen. Die Nordostküste Kanadas ist darüber hinaus die Etappenstraße der amerikanischen Luftwaffe auf dem Wege nach Thule. Außerdem ist die US-Wehrmacht an der Ausbildung und den Versuchen der Winter-Experimentierstation in Churchill an der Hudson Bay beteiligt.

Von weitaus größerer Bedeutung für die polare Strategie des Westens ist Grönland, das sich immer mehr zu einem zentralen Eckpfeiler der westlichen Verteidigung entwickelt. Der Chef des amerikanischen Nordost-Kommandos, General Myers, dem Grönland befehlsmäßig untersteht, machte jüngst interessante Angaben über die militärischen Vorbereitungen. Danach sollen auf Grönland rund 6000 amerikanische Soldaten stationiert werden und der Ausbau von drei großen Flugstützpunkten noch im Laufe dieses Jahres beendet sein. Die größte und zugleich nördlichste grönländische Basis, Thule, soll mit 3000 Mann, der Luftstützpunkt „BW 8“, der an der Westküste am Ende des 150 km langen Søndre Strømfjord unmittelbar nördlich des Polarkreises angelegt wurde, soll mit 1000 Soldaten und der Stützpunkt Narsassuak in Südgrönland mit 1200 bis 1400 Soldaten bemannt werden.

Heute sind die Flugplätze der Arktis, Thule und „BW 8“, etwa in der gleichen Lage wie vor 10 Jahren Gander auf Neufundland. Damals war Gander ein in der Öffentlichkeit praktisch unbekannter Militärflugplatz. Heute ist es ein häufig angeflogener Zwischenlandeplatz für den Transatlantikflugverkehr. Genau die gleiche Entwicklung dürfte Thule durchmachen, wenn es jetzt auf den regelmäßigen Passagierflügen auf der Polarroute angeflogen wird.

Erst nach Ausbruch des Koreakrieges und des Ost-West-Konfliktes wurden in Grönland in fieberhafter Eile die Flugplätze so ausgebaut, daß dort auch die größten Bomber mit voller Last starten und landen können.

Gleichzeitig wurde an der Nordwestküste der größten Insel der Welt die Stadt „Thule“ förmlich aus dem Gletschereis gestampft. In der klassischen Geographie bedeutete Thule so viel wie das „Ende der Welt“, und „Ultima Thule“ war längst vor Christi Geburt die fernste Grenze menschlichen Wissens um die damals bekannte Welt. So sieht das Thule aus der Retorte des 20. Jahrhunderts aus: In zwei Jahren bauten hier die Amerikaner unter strengster Geheimhaltung einen der größten Luftstützpunkte der Welt. Für 1,3 Milliarden Dollar errichteten 7000 Menschen auf dem Untergrund einer 300 Meter dicken Eisschicht die Rollbahnen, Hangars und all die vielfältigen Einrichtungen eines modernen Großflughafens. Die Hallen für die Düsenflugzeuge mit elektrisch betriebenen Schiebetoren sind weit höher als der Kirchturm der „Hauptstadt“. In zwei Monaten baute man den mit 400 Metern absolut höchsten Turm der Welt. Ein Aufzug führt in den obersten Stock, und dort, 400 Meter über dem Inlandeis, stehen die Radarschirme. Die Häuser sind aus Aluminiumblech und auf listige Weise gegen die Kälte isoliert. Sie enthalten alle Attribute des modernen „american way of life“: schaumgummigepolsterte Sessel, Klimaanlage, Heimkinos.

Gegenüber den grönländischen Stützpunkten hat die im Zweiten Weltkrieg besonders große strategische Bedeutung Islands stark abgenommen. Allerdings unterhalten auch hier das NATO-Kommando und besonders die amerikanische Luftwaffe noch große Stützpunkte. Die amerikanischen Streitkräfte in Island unterstehen einem gemeinsamen Generalstab, und jede Woche tritt in Keflavik ein „Verteidigungsrat“ zusammen, der zur Hälfte aus isländischen Wortführern besteht. Innerhalb der NATO fällt Spitzbergen in den Kommandobereich des alliierten obersten Befehlshabers im Atlantik, es gehört nicht zum Bereich des Osloer Hauptquartiers der alliierten Streitkräfte in Nordeuropa. Dafür ist dieses verantwortlich für den Ausbau der militärischen Stützpunkte in Nordnorwegen, vor allem für die Wiederinbetriebnahme des Flughafens Bodö und für den Plan, auf der Insel Andöya in Vesteraalen (Lofoten) einen neuen Flugplatz anzulegen.

Scheinbar weit außerhalb der großen Kraftzentren der Weltpolitik liegt die nördliche Arktis. Sie ist keine Zone des Schweigens mehr. Über sie donnern bald von der einen, bald von der anderen Seite her die Flugzeuge. Der Oberkommandierende des amerikanischen Alaska Command bezeichnete den Nordpol als Zentrum strategischer Kriegführung in einem neuen Weltkonflikt. Deshalb rüsten alle Anrainer ihn auf, denn bei dem anscheinend unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Ost und West sind sich beide über den Pol heute am nächsten. Er ist in das Spannungszentrum der Weltpolitik gerückt, endgültig und unausweichlich; er wurde zum Mittelpunkt unserer Erdhälfte. Und es wird nicht mehr lange dauern, dann fliegt man als Luftpassagier über das „Dach der Welt“ und sieht kaum noch von seiner Zeitung auf. Oder man macht in einem komfortablen Arktis-Hotel direkt am Nordpol Station und genießt die großartige Eislandschaft als angenehme Abwechslung.

Deutsch-polnische Nachbarschaft

Der tausendjährige Bruderkrieg, als der uns die Geschichte des christlichen Abendlandes heute in rückschauender Betrachtung erscheinen will, kennt einige besonders schmerzvolle Kapitel: jene alten und in langen Gegensätzen zu tiefgehender Verfeindung ausgebildeten Feind-Nachbarschaften, die man in dem Sprachgebrauch des hinter uns liegenden Menschenalters als „Erbfeindschaften“ zu bezeichnen pflegte. Die Geschichte des Abendlandes kennt eine ganze Anzahl solcher Verfeindungen. So standen sich vom 12. bis 14. Jahrhundert England und Frankreich in unversöhnlich scheinendem Gegensatz gegenüber, so bildete sich seit der französischen Machtexpansion des 17. Jahrhunderts ein immer stärker werdender Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich heraus, so bestand seit der türkischen Eroberung Konstantinopels (1453) eine unverkennbare türkisch-griechische „Erbfeindschaft“.

Unter den politischen Nachbarschaftsfragen des deutschsprachigen Mitteleuropa spielen drei ihrem quantitativen Ausmaß und ihrer Intensität nach eine überragende Rolle: das Verhältnis zu Frankreich, das Verhältnis zu Polen und — auf dem heißen Zweivölkerboden Böhmens und Mährens — das Verhältnis zu den Tschechen. Unter ihnen ist das deutsch-polnische Nachbarschaftsverhältnis am verwickeltesten, so daß eine befriedigende Dauerlösung der zwischen beiden Völkern stehenden trennenden Fragen am wenigsten sichtbar scheint.

In einer vielfältigen siedlungsgeschichtlichen Entwicklung sind die Wohnräume beider Völker eng miteinander verflochten worden. Diese geschichtlichen Tatsachen muß daher kennen, wer ein nüchternes Urteil über die politischen Zusammenhänge gewinnen will.

Der weite Raum zwischen Oder und Weichsel war im 4. bis 6. Jahrhundert von den germanischen Stämmen, die bis dahin dort siedelten, geräumt worden. In diese menschenleeren Landschaften strömten nun von Osten her slawische Stämme ein. So blieb es bis um die Jahrtausendwende. Dann begann die deutsche Ostkolonisation. Sie trug zwischen Elbe und Oder ebenso wie in Ostpreußen mehr den Charakter kriegesischer Eroberung; ostwärts der Oder, in Schlesien und auf dem Boden des christlichen Königreiches Polen den Charakter friedlicher Kolonisation. Die Deutschen kamen auf Einladung der polnischen Könige, von ihnen durch Versprechungen und Privilegien angelockt. Wenn das Königreich Polen die bisherige kulturelle und wirtschaftliche Rückständigkeit gegenüber den westlichen Ländern aufholen wollte, brauchte man Helfer aus dem Westen. Als solche kamen die deutschen Kolonisten, und bald entstanden auch in Schlesien und Polen wohlhabende Bürgerstädte, während die Ur-

wälder der Sudeten und Karpaten sich unter den Axtschlägen deutscher Rodebauern lichteten und durch die Schürfarbeit deutscher Bergleute die bis dahin ungenützten Bodenschätze gefördert wurden. Das polnische Königreich wurde auf diese Weise seit dem 13. Jahrhundert ein zwei-völkisches Gebilde. Während Bauern und Adel polnisch blieben, überwogen in den neuen Städten völlig deutsche Sprache und deutsches Volkstum. Erst seit dem 16. Jahrhundert bildete sich in Auswirkung des immer mehr erstarkenden Nationalbewußtseins aus der bisherigen völkischen Gemeinschaft eine klare Volkstumsgrenze aus. Ostpommern, Schlesien und Ostpreußen wurden geschlossen deutsches Volkstumsgebiet, während in den übrigen Gebieten die vorgeschobenen deutschen Sprachinseln nach und nach im polnischen Volkstum aufgingen. Der machtvolle Aufstieg des polnischen Königreiches seit der Vereinigung mit dem Großfürstentum Litauen (1386) und dem Sieg über den deutschen Ritterorden (Schlacht bei Tannenberg 1410) hat diese Entwicklung beschleunigt. Der Ordensstaat — das nachmalige Herzogtum — Preußen mußte die Oberhoheit der polnischen Krone anerkennen, während das Mündungsgebiet der Weichsel (Westpreußen) unmittelbar an Polen kam.

So waren die Staats- und Volkstumsgebiete der beiden Nationen seitdem ineinander verzahnt. Dies blieb auch so in den Jahrhunderten der polnischen Großmachtstellung (15. bis 17. Jahrhundert). Polen war damals die führende Großmacht des europäischen Ostens und zugleich der Vorposten abendländisch-christlicher Gesittung bis tief in die Ukraine hinein und bis hinunter an das Schwarze Meer. Mit Stolz hat das christliche Polen in jenen Jahrhunderten den Ehrennamen „Antemurale Christianitatis“ für sich in Anspruch genommen. An dem Entsatz des von den Türken belagerten Wien (1683) hatten polnische Truppen unter dem Oberbefehl des Königs Johann Sobieski ruhmvollen Anteil.

Seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts geriet die polnische Adelsrepublik in raschen Verfall. Dabei wirkte das Erstarken der Nachbarmächte Rußland, Preußen und Österreich zusammen mit der inneren Adelsanarchie, die eine starke Regierungsgewalt unmöglich machte. Auf Initiative Preußens und Rußlands kam es zu einem Vorgang, der in der europäischen Völkerrechtsgeschichte erstmalig war. Mitten im Frieden wurde durch bewaffnete Drohung Polen gezwungen, in die Abtretung wichtiger Grenzgebiete wohl oder übel einzuwilligen. Maria Theresia schloß sich nach anfänglichem Protest mit starkem innerem Widerstreben diesem Vorgehen an (1. polnische Teilung 1772). In zwei weiteren Teilungen (1793, 1795) wurde dann das polnische Schicksal besiegelt. Der polnische Staat wurde ausgelöscht.

Die polnische Nation hat sich mit diesem Schicksal nicht abgefunden. Nachdem sie nicht imstande gewesen war, ihren eigenen Staat zu bewahren, zeigte sie sich um so fähiger, das aufgezwungene System der Fremdherrschaft in bewaffneten Erhebungen (1794 Koszuszko, 1830—1831) zu bekämpfen oder in schweigender Opposition zu unterwühlen.

Die Wiederherstellung eines polnischen Vasallenstaates von Napoleons Gnaden war nur ein Zwischenspiel. Danach wurde die alte Dreiteilung wiederhergestellt (4. polnische Teilung durch den Wiener Kongreß). In

dem russischen Teil (Kongreßpolen) herrschte nur kurze Zeit eine gewisse Selbstverwaltung, danach kam das Land unter unmittelbare russische Verwaltung wie jede andere russische Provinz, und es begann die Russifizierung des öffentlichen Lebens. Preußen hat nie den Versuch gemacht, den durch die polnischen Teilungen erworbenen Landesteilen eine Selbstverwaltung einzuräumen. Anders war es in dem österreichischen Anteil. Dort hatte das polnische Element die Möglichkeit zur geistigen und politischen Entfaltung. Krakau mit seiner polnischen Universität und seiner polnischen Akademie der Wissenschaften wurde die geistige Hauptstadt der polnischen Nation. Im österreichischen Reichsrat zu Wien spielten die polnischen Abgeordneten eine einflußreiche Rolle, und sehnsuchtsvoll schauten die preußischen und russischen Polen über die österreichische Grenze hinüber.

Im Ersten Weltkrieg tauchte die polnische Frage unter neuem Aspekt wiederum auf. Als die Truppen der verbündeten Mittelmächte 1915 ganz Polen besetzten, standen sie vor dieser politischen Frage. Man einigte sich auf die Errichtung eines „Königreichs Polen“ (1916), dessen Thron vielleicht ein Habsburger Erzherzog besteigen sollte. Dieses Polen war freilich gedacht als ein Rumpfpolen, dem Umfang nach etwa übereinstimmend mit dem bis dahin russischen Kongreßpolen. Das bedeutete, daß gut die Hälfte des polnischen Volksgebietes außerhalb des neuen „Königreichs Polen“ geblieben wäre, darunter die Krönungsstadt Krakau und der kirchliche Primas-Sitz Gnesen. Man versteht es, daß die polnischen Patrioten diese Minimallösung zwar aufgriffen — sie war besser als nichts — aber nur als Ausgangsbasis, um von da aus noch nachdrücklicher auf das Ziel, das sie unverrückbar festhielten, hinzuwirken: die Wiedererringung der nationalen Freiheit im Rahmen eines souveränen Großpolen. Unter den verschiedenen Gruppen, die sich in den Dienst dieses Problems stellten, errang Pilsudski mit seiner „Polnischen Legion“ rasch die Führung. Als die Mittelmächte im Herbst 1918 zusammenbrachen, brachte er die Macht an sich und baute die neue „Polnische Republik“ auf. Mit französischer Hilfe (General Weygand) gelang es, vor Warschau den Ansturm bolschewistischer Truppen zum Stehen zu bringen und wieder zurückzuwerfen (1920).

Die neue „Polnische Republik“ war gegenüber Deutschland und der Sowjetunion mit unheilvollen Grenzfragen belastet. Die Abtrennung Ostpreußens von dem übrigen Deutschland durch den polnischen Korridor (Westpreußen) hat den älteren preußisch-polnischen Gegensatz noch verschärft. Um das oberschlesische Industriegebiet wurde ein erbitterter Kampf geführt. Das östliche Drittel des polnischen Staatsgebietes war ein umstrittener völkischer Mischraum. Hier saß eine polnische Oberschicht von Gutsherren und Beamten über einer breiten Unterschicht von ukrainisch oder weißruthenisch sprechenden Bauern, während in den Städten das Ostjudentum eine vorherrschende Rolle spielte.

Diese mit Konfliktstoff geladene Atmosphäre war für Polen so unheimlich, daß es die Sicherung seiner gefährdeten Grenzen nur von einer engen außenpolitischen und militärischen Zusammenarbeit mit Frankreich — damals der stärksten Militärmacht des Kontinents — erwartete.

Frankreich im Sinne seiner traditionellen Zangenpolitik hat diese Chance freudig aufgegriffen. So kam es zu jenem polnisch-französischen Bündnis, das für die polnische Außenpolitik ein unverzichtbares Grunddogma war.

Hitler hat schon nach seiner Machtergreifung eine Annäherung an Polen betrieben — gewiß nicht aus ehrlichem Verständigungswillen, sondern um im Osten zunächst freie Hand zu behalten. Nach der Besetzung des Rheinlandes, nach dem erzwungenen Anschluß Österreichs und nach der Zerschlagung der Tschechoslowakei benutzte er dann das Korridor-Problem als willkommenen Anlaß, um Polen niederzuwerfen. Der Spießgeselle Stalin beteiligte sich daran. So kam es zur 5. Teilung Polens (1939). Molotow prangerte damals die Westmächte, England und Frankreich, als Aggressoren an und belobigte in schönklingenden Worten Hitler-Deutschland als friedliebende Nation.

Damals begann ein neues Kapitel in der Leidensgeschichte der polnischen Nation. Die Herrenmoral der NS-Gauleiter tobte sich schrankenlos aus. Die polnische Intelligenz wurde dezimiert, soweit es ihr nicht gelang, außer Landes zu fliehen. In Westpreußen und Posen wurden die polnischen Bauern über Nacht aus ihren angestammten Wohnsitzen vertrieben. Amtliche Verlautbarungen des Staates und der Partei pflegten Polen, Juden und Zigeuner stets in einem Atemzuge zu nennen.

Das leidgeprüfte polnische Volk hat auch dieses Mal die Hoffnung auf die Wiederkehr seiner Freiheit nicht aufgegeben. Sie konnte nur von außen kommen, und es war die Schicksalsfrage der polnischen Zukunft, ob sie von den Westmächten oder von Moskau kommen würde. In dem zähen diplomatischen Ringen, das Jahre hindurch tobte, hat Stalins Skrupellosigkeit schließlich die Oberhand behalten. Was als „Polnische Republik“ nach dem Zweiten Weltkrieg wiedererstand, war wiederum nur ein Vasallenstaat — dieses Mal von Stalins Gnaden.

Das polnische Volk ist in dieser Katastrophe vom Schicksal nicht weniger geschlagen worden als das deutsche. Moskau hat die Ostprovinzen Polens an sich gerissen und dafür Polen auf die nordostdeutschen Provinzen als Entschädigung verwiesen. So ist die Oder-Neiße-Grenze entstanden — nicht so sehr nach dem Willen der nationalen Polen als vielmehr durch den Machtspruch Moskaus.

Wir Deutsche können uns mit dieser willkürhaften Diktatgrenze ebenso wenig abfinden wie mit dem millionenfachen Verbrechen der Heimatvertreibung. Aber alles Unrecht, das uns geschehen ist, darf nicht den Blick für die Notwendigkeit trüben, daß eine *gesunde* und *dauerhafte* Bereinigung der polnisch-deutschen „Erbfeindschaft“ gesucht werden muß — im Interesse beider Nationen und im Interesse Europas. Wir erinnern uns daran, daß sich die traditionellen polnischen Haßgefühle in der Vergangenheit nicht so sehr gegen Deutschland als vielmehr gegen Preußen richteten. Das Ende des preußischen Staates hat jedenfalls einige Hindernisse, die einer bleibenden polnisch-deutschen Verständigung entgegenstanden, aus dem Wege geräumt. Die Meinungen der nordostdeutschen Landsmannschaften sind in dieser Frage ebenso gespalten wie die Meinungen der polnischen Emigrantengruppen. Aber die staatsmännische Notwendigkeit muß siegen. Wir werden eines Tages — vielleicht schon

bald — vor der Alternative stehen: entweder stumpfes Festhalten an der alten aussichtslosen Verfeindung oder — was heute noch unvorstellbar erscheinen mag — Begründung einer guten Zusammenarbeit. Die dritte Möglichkeit — indifferentes, aber korrektes Nebeneinander — scheidet in solchen Fällen aus. Wir haben trotz allem die Hoffnung, daß auch zwischen Polen und Deutschland der Weg der Verständigung nicht völlig und für alle Zeiten verbaut ist. Der staatsmännische Entschluß dazu wird freilich denkbar unpopulär sein — nicht nur auf der deutschen, sondern auch auf der polnischen Seite.

Eine wirkliche und dauerhafte Lösung der verkrusteten Nachbargegensätze und eine echte, von machtpolitischen Hintergedanken freie Annäherung wird auch zwischen diesen beiden Nationen nur möglich sein im Rahmen eines künftigen Vereinigten Europa, dem Polen mit seiner abendländisch-christlichen Kulturüberlieferung angehören muß. Auch zwischen Deutschen und Polen zeigt es sich wiederum, daß das wahrhaft verbindende Moment zwischen den Völkern nicht nur und nicht in erster Linie auf politischem, sondern auch und vor allem auf kulturellem Gebiete liegt. Gerade auf diesem Gebiete hat sich in der Vergangenheit der unerbittliche Kampf zwischen den Nationen allzuoft an der Furcht des einen Volkes entzündet, es könne in der vollen kulturellen Entfaltung seiner geistigen Wesensart — in Sprache und Schrifttum, Kunst und Religion — durch das andere unterdrückt werden. Im Rahmen eines Vereinigten Europa wird für solche Furcht weder Anlaß noch Raum sein. — Daß die Voraussetzungen zur Herstellung einer guten Nachbarschaft zwischen Deutschland und Polen erst nach dem Ende des kommunistischen Herrschaftssystems gegeben sein werden, bedarf keines Wortes.

Sorge um die deutsche Linke

In Heft 4/1954 brachte die D. R. als Vorabdruck den entscheidenden Teil der Broschüre „*Sorge um die deutsche Linke. Eine kritische Analyse der SPD-Politik seit 1945*“ von *Klaus-Peter Schulz*. Das Bändchen, in dem der kluge junge SPD-Politiker die heutige deutsche Situation unter einem bestimmten Aspekt treffsicher analysiert, ist jetzt im Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, erschienen (128 S. DM 3,80). Diese Betrachtungen, die nicht zum wenigsten auf der Wahlniederlage der SPD vom 6. September 1953 fußen, sind für jeden, dem das Schicksal der Bundesrepublik und damit ihrer Oppositionspartei am Herzen liegt, eine Lektüre, an der man nicht vorbeigehen kann.

D. R.



Ein neuer Diogenes

Vor 80 Jahren in der Deutschen Rundschau

Im Jahre 1873 sind nach einer amerikanischen Quelle zwischen Europa und den Vereinigten Staaten nicht weniger als 1368 einzelne Dampferfahrten vollbracht worden oder durchschnittlich fast vier an jedem Tage, mit einer Gesamteinnahme von nahezu sechzig Millionen Dollars, davon zwei Drittel für Waaren und ein Drittel für Reisende. Es sind aber noch keine vierzig Jahre her, da galt die Dampfschiffahrt über ein so weites inselloses Gewässer wie den Atlantischen Ocean überhaupt noch für eine Chimäre . . . Die Gefahren langer Dampfschiffahrt sind in der That sehr unerheblich . . . Zwischen Europa und den Vereinigten Staaten sind im Ganzen bis jetzt noch nicht sechzig Dampfschiffe auf die eine oder andere Art verloren gegangen, durchschnittlich etwa anderthalb im Jahre, und meistens ohne Verlust an menschlichem Leben. Ein englischer Schriftsteller schätzt die dabei verunglückten Menschen auf höchstens 5000 oder rund 150 im Jahre; es fahren aber ungefähr 400 000 Menschen alljährlich hinüber und herüber, so daß die Gefahr für den Einzelnen nicht mehr als 1 zu 2—3000 beträgt, eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit. Der Eindruck der vorhandenen Gefährlichkeit ist nur deshalb stärker, weil die vorkommenden Unfälle fast immer massenhaft und mit dramatischer Gewalt eintreten, während sie sich bei Segelschiffen und Ruderkähnen mehr vertheilen und deshalb nicht über einen bestimmten, engbegrenzten Kreis hinaus vernommen werden.

(Jahrgang 1, Heft 10. A. Lammers: „Die Entwicklung der Dampfschiffahrt auf hoher See“)

Eyvind Berggrav 70 Jahre

Der norwegische Bischof Eyvind Berggrav wird am 25. Oktober 70 Jahre alt. Er war Bischof in Tromsøe und in Oslo. Leider mußte er aus Gesundheitsrücksichten sein Amt vorzeitig abgeben.

Die ganze christliche Welt kennt den Namen Berggrav. Es kann aber nicht meine Aufgabe sein, von seinen Leistungen für die lutherische Kirche und die Ökumene zu sprechen. Ich hatte aber das Glück, häufiger mit ihm zusammen zu sein. Darum will ich nur von einigen persönlichen Erinnerungen berichten.

Bischof Berggrav und ich lernten uns unter Umständen kennen, die für uns beide schwierig waren. Unsere Staaten lagen im Krieg gegeneinander. Er war ein guter Norweger. Und ich wollte ein guter Deutscher sein. Aber wir waren uns von vornherein klar, daß es über diesen Gegensätzen eine Gemeinschaft aller Christen gab, die wir uns nicht zerstören lassen wollten.

Bei dem ersten Zusammensein unterhielten wir uns über die Haltung einer Kirche gegenüber einem kirchenfeindlichen Staat. Berggrav fragte mich nach unseren deutschen Erfahrungen in dieser Situation. Ich sagte ihm, daß totalitärer Willkür gegenüber jeder Kampf um Rechtspositionen aussichtslos wäre. Die Kirche müsse sich ganz auf ihre geistlichen Aufgaben konzentrieren und dürfe sich nicht in tagespolitische Stellungnahmen verstricken lassen. Es stellte sich heraus, daß ich genau die Auffassung Berggravs getroffen hatte. Aber er handelte auch danach. Bis zur Gefahr von Mißdeutungen lehnte er Erklärungen zur Tagespolitik ab. Als aber Quisling die Jugend unter seinen ausschließlichen Einfluß bringen wollte, ließ er es zum Konflikt kommen. Die Geistlichen der norwegischen Staatskirche erklärten mit wenigen Ausnahmen, daß sie sich nur noch ihrem Gelübde verpflichtet fühlten und ihre Ämter niederlegten, soweit sie ihnen vom Staat übertragen seien. Gleichzeitig verzichteten sie auf Gehälter und räumten ihre Dienstwohnungen. Von diesem Schritt ging eine ungeheure Wirkung aus. Berggrav war eine Autorität für das ganze Land geworden. Quisling sah ihn als seinen gefährlichsten Gegner an.

Das Beispiel zeigt, wie eine Kirche von einer rein geistlichen Grundlage aus politisch wirken kann, wahrscheinlich sogar stärker, als wenn sie sich auf Auseinandersetzungen auf der säkularen politischen Ebene einläßt. Auch für uns waren diese Erfahrungen wichtig. Wie ich im Kreis der Kreisauer Freunde über die Vorgänge berichtete, sagte eines unserer sozialistischen Mitglieder spontan: „Mit einer solchen Kirche läßt sich zusammenarbeiten. Aber bei uns schreit die Kirche nur, wenn man ihr unmittelbar auf die Zehen tritt.“ Die Bemerkung zeigte uns, daß hier ein

psychologisches Problem vorlag, das nicht unwichtig war, wenn die Kirche ihre Autorität auch im öffentlichen Leben wiedergewinnen wollte. Wir haben auch bei Geistlichen beider Konfessionen hierfür Verständnis gefunden.

Ein anderes Mal traf ich Bischof Berggrav unter merkwürdigen Umständen. Er hatte mich bitten lassen, in die Wohnung seines Bruders zu kommen. Da der Bischof damals interniert war, sah ich dem Treffen mit Spannung entgegen. Während ich wartete, öffnete sich die Tür, und es kam ein norwegischer Polizist herein, der mir seine Marke zeigte. Ich war etwas verblüfft. Aber der Polizist nahm seinen falschen Bart ab, und ich erkannte Berggrav. Einer seiner Wächter hatte ihm seine Uniform zur Verfügung gestellt. Auch bei anderen Gelegenheiten nahm er große Risiken auf sich, um die Verbindung mit der Außenwelt nicht zu verlieren. An diesem Abend zeigte ich ihm den Aufruf der Geschwister Scholl und ihrer Freunde. Es hat mich tief bewegt, was er damals über seine Liebe zu der deutschen Jugend sagte.

Berggrav beschäftigte sich in der Zeit seiner Internierung viel mit literarischen Arbeiten, die teilweise später publiziert wurden. Neben dem Problem „Der Staat und der Mensch“ ging es ihm besonders um eine neue Begründung des Rechts von dem Religiösen her. Alles dieses ist bekannt. Ich möchte nur einen speziellen Gesichtspunkt erwähnen, der mir für die Weite seiner Perspektiven charakteristisch zu sein scheint. Berggrav hatte bei den Kirchen angeregt, den Vereinten Nationen für den Entwurf einer neuen internationalen Rechtsordnung eine Präambel vorzuschlagen, in der unter Verzicht auf eine juristisch-begriffliche Formulierung einige grundlegende Aussagen über den Menschen gemacht wurden. Hierbei war sein besonderes Anliegen, daß diese Aussagen auch von den nichtchristlichen Religionen mitgetragen werden sollten, weil ein wirklich internationales Recht auch für den nichtchristlichen Raum Gültigkeit haben mußte. Ich kann auf die Problematik dieser Frage hier nicht eingehen.

Bezeichnend für Berggrav war aber seine Einleitung zu dem Aufsatz in einer amerikanischen kirchlichen Zeitung, in dem er einen Entwurf für die Verwirklichung dieses Gedankens machte und begründete. Er erklärte darin, daß er jede Kritik zu seinen Vorschlägen annehmen würde bis auf eine, nämlich daß auch Juden, Mohammedaner und Hindus ebenso sprechen könnten. Denn das sei gerade von ihm beabsichtigt. Auch in Gesprächen betonte er, daß wir lernen müßten, in diesen Fragen eine gemeinsame Sprache mit den nichtchristlichen Religionen zu finden. Die Dogmen der einzelnen Kirchen würden hierdurch gar nicht berührt.

Ich glaube nicht, daß Berggrav bisher mit diesem Vorschlag eine große Resonanz gefunden hat. Das Vorliegen des Problems kann aber nicht bestritten werden. Auch hier sehen wir, wie der Theologe von einer geistlichen Basis aus eine Frage aufwirft, deren Lösung von großer praktischer politischer Bedeutung wäre.

Wir Freunde und Verehrer Bischof Berggravs gedenken seiner an seinem 70. Geburtstage mit vielen guten Wünschen. Möchte er uns noch viele Jahre mit seiner Schau und seinem Rat eine Hilfe sein!

Jeremias Gotthelf und der politische Radikalismus

Zu Gotthelfs 100. Todestag am 22. Oktober

Traditionsgemäß waren die abendländischen Staaten — welche Regierungsform sie auch besaßen — seit Kaiser Konstantin bewußt christliche Staaten mit christlichen Regierungen. Wenn auch die vom Evangelium gezeichneten Richtlinien des Verhaltens oft sehr wenig streng gehandhabt wurden, so hatte dieses Bekenntnis zum Christentum den Sinn, daß weder die Interessen des Staates, noch der Wille oder die Klugheit der Herrscher, sondern die Grundsätze der christlichen Religion und Ethik die höchste Autorität darstellen sollten.

Gegen diese Auffassung trat die Philosophie des Rationalismus auf, und auch die romantische Schule der Naturverehrung glaubte, die hergebrachten klaren und gewußten, wenn auch oft sehr mangelhaft praktizierten Grundsätze des Christentums weiter entwickeln zu müssen. Diese rationalen und emotionalen Kräfte, welche miteinander gegen die christlich-abendländische Staatsauffassung ankämpften, fanden ihren politischen Ausdruck zum erstenmal in der Französischen Revolution, weshalb dieses Ereignis eine derart einschneidende Bedeutung für die Geschichte der europäischen Völker hat.

Das ganze 19. Jahrhundert ist charakterisiert durch den Kampf der neuen Welt- und Staatsauffassung gegen die überlieferten Begriffe, auf denen die christliche Kultur aufgebaut war. Die Diskussion war aus den intellektuellen Kreisen hinunter ins Volk gedrungen und wurde nunmehr auf der politischen Ebene ausgetragen. In diesem gigantischen Ringen meldete sich auch der im abgelegenen Emmentaler Dorf Lützelflüh als Pfarrer amtierende Albert Bitzios zum Wort. In jungen Jahren hatte er die demokratische Bewegung der 30er Revolution mit freudiger Zustimmung begrüßt, weil er glaubte, die Einführung der Demokratie im Kanton Bern werde dem christlichen Glauben einen großen Aufschwung verleihen. Bald aber mußte er feststellen, daß nicht das christliche Gedankengut, sondern rationalistisch-romantische Ideen obsiegten, indem die Tendenz immer deutlicher wurde, den christlich orientierten Staat umzubauen in einen sogenannten Laienstaat — was ein vom Christentum emanzipierter, also ganz eigentlich ein unchristlicher Staat ist.

Von einem Befürworter politischer Neuerungen ging Bitzios ins Lager der erbittertsten Gegner des Liberalismus über. Der in jenen Tagen in der Schweiz, und vorwiegend im Kanton Bern, sein Unwesen treibende revolutionäre liberale Radikalismus verkörperte für den am hergebrachten Christentum zäh festhaltenden Landpfarrer nichts anderes als das Neu-

heidentum, das sich unter politischem Deckmantel mit rasender Schnelligkeit ausbreitete. Dieser Weltanschauung den Kampf anzusagen war der Anlaß, der ihn bestimmte, zur Feder zu greifen. Mit urtümlicher, kraftvoller Kampfesfreude ließ er in Romanen und Erzählungen seinem großen Leserkreis die Probleme der Zeit mit sprühender Dynamik und volkstümlicher Anschaulichkeit gegenwärtig werden.

Heute stellen wir mit Staunen fest, wie treffend Bitzium, alias Jeremias Gotthelf, die Schattenseiten der modernen, vom Christentum sich bewußt abwendenden Weltanschauung charakterisierte, indem er als unvermeidliche Weiterentwicklung dieser Geisteshaltung den staatlichen Totalitarismus voraussagte, dem die im Nihilismus versinkenden Völker verfallen müssen. Dabei dürfen wir nicht übersehen, daß Gotthelf als Kirchenmann spricht, und in dieser Eigenschaft wird er sich in erster Linie der geistigen Auseinandersetzung bewußt. Wenn ihm auch das Verständnis für die soziale Not nicht fehlte, so hat er doch das Problem des aufkommenden Industrieproletariats und dessen schamlose Ausbeutung nicht genügend zu beurteilen vermocht als den Infektionsherd, in welchem sich Gottlosigkeit und revolutionärer Nihilismus formten.

Erst seither ist die soziale Frage während mehrerer Generationen zum fast einzig denkbaren Problem erhoben worden, das die geistigen Kräfte sozusagen absorbierte. Heute nun, da die größten Ungerechtigkeiten in zahlreichen westlichen Ländern unter dem Einfluß der gewerkschaftlichen und sozialistischen Bewegung weitgehend behoben wurden, hat sich anstatt einer befriedigenden neuen Gesellschaftsordnung ein Klima der Satttheit und eine erschreckende geistige Leere aufgetan, die sich besonders neben der kommunistischen Dynamik bedenklich ausnimmt. Wenn wir in dieser Leere nach den fehlenden Inhalten fragen, wie dies in ernsthaft besorgten Kreisen bürgerlicher und sozialistischer Politiker mehr denn je geschieht, können wir bei Gotthelf eine Antwort erhalten. Das intuitive Genie dieses Dichters witterte die Gefahr, in welche sich der damalige Zeitgeist stürzte, als die christlichen Glaubenssätze zugunsten einer rein diesseitigen Weltanschauung geopfert wurden. Die Vision des Abgrunds, in den die am christlichen Heilsgedanken untreu werdenden Völker sich stürzten, drängte den fast 40jährigen Landpfarrer, zur Feder zu greifen, um in den letzten 15 Jahren seines Lebens mit verzehrender Intensität ein gewaltiges literarisches Werk zu schaffen, immer unter dem prophetischen Drang wie Jeremias, das Volk vor dem drohenden Untergang zu retten.

„Der Hauptgrund aber, warum der Verfasser auch beim besten Willen von der sogenannten Politik nicht lassen kann, ist der, daß ja die heutige Politik überall ist, daß ja gerade das das bezeichnende Merkmal des Radikalismus oder der radikalen Politik ist, daß dieselbe sich in alle Lebensverhältnisse aller Stände drängt, das Heiligtum der Familien verwüstet, alle christlichen Elemente zersetzt. Wo man im Hause den Fuß absetzt, tritt man auf diese Schlange, diese Landplage Europas.“ Mit diesen Worten aus der Einleitung des Romans „Zeitgeist und Bernergeist“ mit dem Datum 1851 tritt Gotthelf denen entgegen, die sein literarisches Können bewundern, aber gerne auf seine politisch tendenziöse Haltung verzichtet hätten. Ihnen gibt der Autor zu verstehen, daß er sich in keiner

Weise interessiert für eine Kunst um der Kunst willen, sondern daß seine Bücher flammende Kampftrufe sein sollen zur Verteidigung des christlichen Erbes gegen die zersetzenden Elemente des immer weiter um sich greifenden Gottlosentums, das unter dem Mantel politischer Neuerungen sich Einlaß zu verschaffen wußte.

Aus diesem Abschnitt geht auch schon deutlich hervor, warum Gotthelf die radikale Politik als einen Einbruch des Bösen schlechthin betrachtete: weil diese Politik die Grenzen des rein Politischen überschritt und einen totalen Anspruch auf den Menschen kundtat. Zum erstenmal seit der Überwindung des römischen Kaiserkults stellte eine rein diesseitige politische Macht den Anspruch auf Kontrolle und Beherrschung des menschlichen Gewissens.

Gotthelf gibt darüber seine Meinung unmißverständlich kund: „Gelehrte werden darüber die Achseln zucken, moderne Weise werden sagen, was verstehen die Weiber von der Politik, Weiber und Pfaffen sollen schweigen davon . . . Ganz gut, meine Herren, aber dann zieht die Politik nicht in Haus und Kirche hinein, laßt beide ungeschoren und treibt eure Politik in Rats- und Wirtshäusern. Formt kirchliches und häusliches Leben nicht nach politischen Ansichten und politischen Tendenzen, das ist Tyrannei, das ist Zerstörung! Alles Leben wollt ihr töten bis an das politische Leben, und das ist für sich allein das ödeste aller Leben, eine Wolke ohne Regen. Es ist an sich nichts, nichts als der Mist, in welchem das Ungeziefer entsteht, Bestien kleine und große. Dieses Treiben ist viel gräulicher als der Befehl Pharaos, daß die Israeliten ihre Kinder töten sollten, gräulicher als der Kindermord von Bethlehem war, er ist der Mord der eigentlichen Menschheit, man verrät sie ans Tierreich, man wirft sie den Bestien zum Fraße vor . . .“ (Zeitgeist und Bernergeist, I. Teil)

Daß der Totalitätsanspruch der modernen politischen Strömung mit ihrem dreisten Eindringen in alle bisher geheiligten Sphären des menschlichen Lebens auf der andern Seite einen Unfehlbarkeitsanspruch des Staates hervorrufen müsse, sah der Landpfarrer als notwendige Folge dieser Tendenzen voraus, wenn er sagte: „Je mehr der Staat die Macht der Kirche brach, desto mehr dehnte er die seine aus, desto mehr erstreckte der Staat seine Gewalt über alle Korporationen oder Gemeinden, alle Verhältnisse der Menschen zueinander, alle Vermögensverhältnisse, ja allgemach auch über das Inwendige des Menschen, sein Wissen und sein Denken. Der Staat regulierte die Wissenschaften und forderte Rechtgläubigkeit in Beziehung auf den Staat und dessen Einrichtungen, d. h. der Staatsbürger sollte das ganze Eingericht des Staates schön finden und darin sich selig fühlen . . . Damit machte der Staat sich zum Gott, wenn er auch den Titel nicht annahm.“ (Zeitgeist und Bernergeist)

Die rationalistischen Tendenzen des Absolutismus, gepaart mit den romantischen Ideen von allgemeiner Verbrüderung und von Volkssouveränität, vereinigten sich zu einer politischen Bewegung, die sich nun zum erstenmal in der Geschichte des christlichen Abendlandes anmaßte, in die Rolle der christlichen Religion, d. h. der obersten moralischen und geistigen Autorität, einzutreten. Wir finden Illustrationen zu diesem Punkt in folgenden Aussprüchen Gotthelfs: „Ja, das Christentum wird täglich

wirklich lächerlich gemacht, und zwar durch die heillose neue oder sogenannte moderne Bildung oder Kultur, welche fast in allen Bildungsanstalten von den obersten bis zu den untersten den Jungen eingepfropft worden ist. Sind die Jungen nicht damit vergiftet, so kriegt man sie in den Vereinen beim Schopf und trüfelt sie ihnen ein. Es ist eben die heillose Lehre von der Kultur und von der Allgemeinheit und von der Weltbürgerschaft, alles mit einem merkwürdigen, wüsten gnostischen Anstrich. Es waren nämlich Gnostiker, welche zuerst lehrten, es komme alles auf den Geist an, das Fleisch könne tun, was es wolle. Diese Lehre gestaltete sich viel wüster als jede Muckerei, es ist die Lehre, welche heutzutage so sich ausdrückt: es komme alles auf die Gesinnung an, zum Genusse sei jeder geboren. Unter Gesinnung versteht man freches Aufbegehren gegen jede Autorität, freche Begehrlichkeit nach allem, was andere besitzen, unter Genuß versteht man alles, was das Fleisch gelüstet, sonder jeglicher anderen Schranke als allfällig die, daß einer nicht frisst, von welchem er im voraus weiß, daß es ihm Bauchweh macht . . .“ (Jakobs des Handwerksge-
sellens Wanderungen)

Nicht ohne Erstaunen lesen wir aus dieser Darstellung des schweizerischen Radikalismus jener Tage eine Perspektive heraus, die uns den Nihilismus des 20. Jahrhunderts deutlich vor Augen führt. Die christlichen Lehren wurden mit größter Verbissenheit, die sich bis zur Besessenheit steigern konnte, bekämpft. Es war der triebhafte Nihilismus, der, die Schriften romantischer Träumer und rationalistischer Humanisten vorschützend, sich gegen die geistigen Prinzipien der christlich-humanistischen Kultur des Abendlandes auflehnte. Diese Auflehnung nahm mit missionarischem Fanatismus bald schon religiöse Formen an, die Gotthelf auf folgende Weise charakterisierte: „ . . . der Radikalismus ist nichts anderes als die neuheidnische Sekte, welche das Fleisch anbetet und diesem Fleische alles opfert, alles, alles, Weib und Kinder, Glauben, Leben, Liebe, Ehre, Seele, alles, alles . . . Diese Sekte geht durch die Welt und lockt die Masse mit fleischlichen Verheißungen, stachelt sie gegen jede Schranke, welche dem Fleische gezogen ist, und verheißt vollständige Befriedigung. Ihre größte Feindin ist das Christentum in jeglicher Gestalt, sie verfolgt es brutal waadtländisch¹⁾, wo sie mächtig geworden, Anerkennung und Schutz gefunden hat. Sie gebärdet sich, als ob ihr Dasein sich von selbst verstünde, als ob sie immer da gewesen, und schiebt auf jesuitische Weise dem alten, seit Jahrhunderten bestandenen Christentume die Schuld der Spaltung zu, das Feindselige, nennt es mit allen möglichen Namen, verfolgt es in die Kirchen, will es mit Stumpf und Stiel ausrotten in den Häusern als eine eingeschlichene, verderbliche, unsittliche Sekte, und wo noch ein Funke christlichen Lebens sich zeigt, stempelt sie ihn mit dem Namen Pietismus. Von Sittlichkeit und Unsittlichkeit spricht nämlich der Radikale viel, versteht unter Unsittlichkeit alles, was ihm nicht gefällt, was irgend ähnlich sieht einer Schranke tierischer Begierde und unter Sittlichkeit ein Ding, das dem Teufel wohlgefällt, das heißt einen Wandel nach dem Fleische.“ (Jakobs des Handwerksge-
sellens Wanderungen)

¹⁾ Im Jahre 1843 war der Radikalismus im Kanton Waadt zur Macht gelangt und führte ein sehr anmaßendes Regiment, worauf Gotthelf anspielt.

Die nahe geistige Verwandtschaft zwischen dem politischen Radikalismus der 40er Jahre des letzten Jahrhunderts mit dem Marxismus und den Totalitarismen unseres Zeitalters geht deutlich hervor aus der revolutionären Mystik, womit sich diese Bewegungen zu umgeben pflegten. Unter Revolution ist dabei eine grundlegende Änderung aller Lebensverhältnisse nach neuen und „endgültigen“ Erkenntnissen zu verstehen, wobei ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit vorgenommen werden sollte. Dieser vollständige Bruch besteht in der Ersetzung der christlichen Grundlagen der Kultur durch sogenannte „sittliche Werte“, welche die Eigenschaft haben, sich bei erster Gelegenheit in Rauch und Nebel aufzulösen. Die Revolution ist es, die alles neu machen wird, sie ist als die große Reinigung, die Katharsis, erwartet, auf Grund derer sozusagen die Menschheitsgeschichte von vorn anfangen kann. Gotthelf sieht sie folgendermaßen in den Köpfen der Handwerksgehlen herumspuken: „. . . Sie erkennen Gott nicht mehr, und an eine sündige Natur, welche der Heilung bedarf, glauben sie nicht mehr. Sie sind die Gesunden im Geiste, die arm sind fürs Fleisch und einen Messias möchten für das Fleisch, einen der die Arbeit abschaffe und Wein und Fleisch und sonstige Dinge, nach was den Menschen gelüftet, gratis herbeischaffe. Diesen Messias für das Fleisch, welcher nie kommen wird, den erwarten unsere Gesellen aber nicht vom Himmel, von dem wissen sie wenig mehr, sie erwarten ihn nicht von einer Person, sie wollen ihn selbst fabrizieren in einer Form und diese Form heißt Revolution, Revolution, nicht bloß eine politische, sondern eine totale; sie wollen abschaffen die zehn Gebote, und was darauf beruht, und wollen die fünf Sinne, die fünf Könige, die mit Sodom hielten, zur Herrschaft erheben . . .“ (Jakobs des Handwerksgehlen Wanderungen)

Noch bevor die marxistische Doktrin vom proletarischen Gottesreich auf Erden, das mit der Weltrevolution anbrechen werde, verkündigt ward, hatte auch der Radikalismus seine Mystik der Weltrevolution verbreitet, die in Gotthelfs Schriften folgendermaßen wiedergegeben ist: „Ein Zopfreigent nach dem andern muß fallen, dann kommt die rechte Freiheit ohne Pfaffentum und bigotte Sitten und pietistisches Gelärme. Ja nun nicht bloß auf die Schweiz beschränkt sich der Bund der Freisinnigen, sondern über ganz Europa. Da geht alles wie am Schnürchen, es ist alles wie ein Leib und eine Seele. Die Völker sind es satt, Schmarotzer zu mästen, und selbst zu darben, sie wollen mal für sich sorgen, sie sind zum Verstand gekommen und begreifen endlich den Spruch: selber essen macht fett. Es muß anders werden in ganz Europa, und dazu muß ein Bruder dem andern helfen, dazu ist man gegenseitig solidarisch verpflichtet. Erst, wenn über ganz Europa die Sonne der Freiheit aufgegangen ist, ist die Freiheit des einzelnen gesichert . . . Ja werthe Freunde, wir stehen am Vorabend großer Tage, in wenigen Jahren weht nur noch eine Fahne auf Erden, es ist die Fahne der Freiheit . . .“ (Zeitgeist und Bernergeist)

Wie deutlich Gotthelf erkannt hat, daß nach der Zersetzung der geistigen, geistlichen und moralischen Grundlagen des Christentums der Nihilismus Einzug halten wird, geht deutlich aus folgendem Ausspruch hervor: „Unheimlich muß es jedem Menschen werden, der nach etwas Bleibendem und Festem trachtet und meint, daß man sich hierfür Vorbildern sollte,

wenn er hört und glauben soll, das Leben sei nichts als eine Schauspielerlei . . . der Kern im Menschen sei nicht der Glaube an den großen Gott und unsere ewige Natur, sondern ein hohler Unglaube an ein ewiges Nichts, an ein flüchtiges Erscheinen, das Leugnen alles wahren Seins.“ (Jakobs des Handwerksgelesenen Wanderungen)

Es ist eine apokalyptische Schau der politischen Entwicklung, welche Jeremias Gotthelf vor uns entrollt. Wenn wir uns heute in dieses Bild vertiefen, sehen wir wie in einem hellen Spiegel unser Zeitalter uns vor Augen geführt. Gotthelfs Pessimismus ist zugleich größter Scharfsinn und hellsichtige Analyse der zeitgenössischen Geisteshaltung. Oft wundert uns die prophetische Gabe dieses Schriftstellers, der vor einem Jahrhundert unser nihilistisches Zeitalter besser zu erkennen vermochte als wir heute. Unser Unvermögen ist zweifellos auf eine Art Erschlaffung der intellektuellen Fähigkeiten zurückzuführen, die sich im Mangel an kritischer und überblickender Gesamtschau über den Stand unserer gegenwärtigen Kultur äußert. Andererseits spielt natürlich der Umstand eine Rolle, daß der Einbruch der Barbarei in die christlich-abendländische Kultur zur Zeit Gotthelfs noch neu und deshalb deutlicher sichtbar war, währenddem wir heute derart tief in eine geistige Anarchie und in eine trostlose Verwilderung der Kategorien des Denkens und des Handelns verstrickt sind, daß die Barbarei dieses Zustandes uns gar nicht mehr zu erstaunen, geschweige denn zu beunruhigen vermag. — Es kann daher von größter Wichtigkeit für uns sein, daß ein Autor, dessen hundertstes Todesjahr wir begehen, uns über das Wesen unseres Zeitalters aufklärt.

FRIEDRICH SEEBASS

Gotthelfs Bild in der neueren Forschung

Die große Nationalausgabe der Sämtlichen Werke Gotthelfs in 24 Bänden, die 1911 von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch begonnen wurde (Verlag Eugen Rentsch, Zürich-Erlenbach), legte erst den Grund zur rechten Erkenntnis dieses gewaltigen, „homerischen“ Lebenswerkes, dessen Gewicht heute größer denn je ist; wird doch, wie von glaubwürdiger Seite wieder und wieder versichert wird, dieser Dichter in seiner Heimat selbst mehr als Gottfried Keller gelesen. Freilich ist seine zeitgemäße Bedeutung weit hinaus über die Schweizer Grenzen wirksam; stellt doch z. B. das neueste englische Werk über den Schweizer Dichter sein Schaffen neben das von Tolstoi, Dickens und Scott. Den Menschen Gotthelf können wir jetzt aus seinen Briefen gründlich kennenlernen: mit dem soeben erschienenen sechsten Bande abgeschlossen, ist die von *K. Guggisberg* und *W. Jucker* mit vorbildlicher philologischer Genauigkeit besorgte Sammlung geeignet, ältere Auffassungen und Darstellungen endgültig zu berichtigen; außerdem geben die mitabgedruckten Antwortbriefe die Möglichkeit, das Bild Gotthelfs im Spiegel seiner Zeitgenossen zu betrachten. Wichtig sind für uns namentlich Gotthelfs Selbstzeugnisse über seine Art und über seine Arbeit; die unbezähmbare Kampfesnatur, die sich rücksichtslos für das als recht Erkannte einsetzt und Gut und

Böse beim Namen nennt, die aber die schwersten Kämpfe im eigenen Innern durchzustehen hat, ehe sie zur Klärung kommt; daneben finden sich derb-humoristische Auslassungen, andererseits weiß er bei Todesfällen zarteste Trostbriefe zu schreiben. Der ungewöhnlich vielfältige, durchaus nicht widerspruchslose Charakter reift durch starke Enttäuschungen zur inneren Ruhe und friedvollen Frömmigkeit; selbst noch in den letzten Briefen des vom schleichenden Leiden in seiner unverwüstlichen Gesundheit Gebrochenen spielt weltüberlegener Humor eine nicht wegzudenkende Rolle.

Noch nicht endgültig geklärt ist das Urteil der Wissenschaft über die letzten Triebkräfte seines Wesens und Werkes. Alarmierend wirkte das umfangreiche Buch von *Walter Muschg*: „*Jeremias Gotthelf. Die Geheimnisse des Erzählers*“ 1931, das mit ungeheurer Wucht das Leben des Dichters wie sein Schaffen geistesgeschichtlich durchleuchtete und, von Freuds Psychoanalyse beeindruckt, tiefenpsychologisch neu zu deuten versuchte. Auf der Hand liegen bedenkliche Einseitigkeiten, wenn Muschg von einem drückenden Vater- und Mutter-Komplex bei Gotthelf spricht und ein erotisches Schuldgefühl, ein heidnisch-mythologisches Grundelement bei ihm überbetont und seine Werke aus dämonischen Untergründen der Seele erklärt. Damit war Gotthelfs christliche Frömmigkeit geleugnet oder an den äußeren Rand geschoben; dennoch bleibt trotz allen berechtigten Einwänden diesem Werke das hohe Verdienst, die ganze Gotthelf-Forschung mit einem Ruck auf ein höheres Niveau gehoben zu haben.

Mit Recht hat ein schon in zweiter Auflage vorliegendes Werk von *Werner Günther* „*Der ewige Gotthelf*“*) nachdrücklich auf die bisher weit unterschätzten künstlerischen Werte hingewiesen, die in dem so umfangreichen Opus der Romane und Erzählungen des Dichters verborgen liegen, während bisher Gotthelfs Größe als Volkserzieher, als Moralist, als leidenschaftlich kämpfender Zeitkritiker oft in die erste Linie gerückt war. Demgegenüber will Günther erkennend eindringen in die Wesenhaftigkeit dieser Dichterwelt, die vielgestuften Probleme freilegen, die sie stellt, „damit ihre Schönheit — eine göttlich bestrahlte Schönheit — immer ungetrübt sichtbar werde“. Gotthelf sei der christliche Dichter, Dichter jedoch zu allererst und groß und unsterblich nur, „weil sein brennender Gottesglaube, seine christliche Welt sich umsetzt in lebendige, glühende Menschengestalt.“

Wenn Muschg den Ursprung von Gotthelfs „charitativen Idealen aus der Unterdrückung des spontanen Lebenstriebes“ ableitete und die Bedeutung des christlichen Gottesgedankens und der Gestalt Christi für den Dichter in den Hintergrund drängte, so rief er damit die Theologen auf den Plan, von denen namentlich *Eduard Buess* in seinem Buch: „*Jeremias Gotthelf. Sein Gottes- und Menschenverständnis*“ die Selbständigkeit, Unmittelbarkeit und Energie von Gotthelfs religiöser Erfahrung betont, obwohl er andererseits die treibenden Widersprüche und die dämonische Bedrohtheit beim Dichter klar erkennt.

Waren es bisher in erster Linie Schweizer Wissenschaftler, die die Gotthelf-Forschung vorwärtstrieben — es seien noch *Karl Fehr*, *Walther Hutzli* und *Marianne Baumann* genannt — so beteiligten sich in neuester Zeit auch deutsche Freunde des Dichters, wie *Werner Kohlschmidt*, *Otto Wilhelm* und *Doris Schmidt* daran, die drängenden Probleme neuer Lösung näherzuführen. Jedenfalls wächst überall die Erkenntnis von der einzigartig zeitgemäßen Bedeutung seiner großen Romane und vieler seiner Erzählungen, die in steigendem Umfang verbreitet und von allen Schichten ohne Unterschied

*) Die 2. Auflage, erweitert und überarbeitet, erschien unter dem Titel „*Jeremias Gotthelf. Wesen und Werk*“, 1954, im Verlag *Erich Schmidt*, Berlin.

des Standes, der Bildung, Konfession und Herkunft gelesen werden. „Sein Ruhm versteht sich von selbst wie alle wahrhaft großen Dinge . . . erschütternd und tröstend wirkt sein Wort mit menschlicher Weisheit, mit politischem Tiefblick, in seiner gewaltigen Stimme redet der gute Geist der Heimat. Gotthelf weiß um alle entsetzlichen Gefahren und um die Rettung aus ihnen“ — so heißt es in der Einleitung zur neuesten zwanzigbändigen Ausgabe seiner Werke, in der Walter Muschg die Ergebnisse seiner jahrzehntelangen eindringenden Beschäftigung mit dem Dichter abschließend niederlegt (im Birkhäuser-Verlag Basel, seit 1948). Überspitzte Formulierungen seines frühen großen Buches sind von dem Autor selbst schweigend zurückgenommen, die liebevollen Analysen der einzelnen Werke suchen ihresgleichen.



Aristide Maillol

„Daß es möglich war, das Thema Hirtenleben noch einmal aus der abscheulichen Verbrauchtheit zu lösen, in die es durch die Rosa-Bänder-Arkadik gestürzt war, ist erstaunlich. Nur der unerschütterlichen Sicherheit eines zeitlosen Griechen, wie es Maillol war, ist das zu danken.“ Das sagt Erhart Kästner im Nachwort zu dem im Insel-Verlag soeben unter dem Titel „Hirtenleben“ erschienenen Bändchen mit 36 Holzschnitten von *Aristide Maillol*. Die lebensspralle Daseinsfreude unromantisierter Antike spricht aus den einfachen Strichen der schlichten und gerade darum so eindringlichen Abbildungen — Illustrationen zu „Daphnis und Chloe“ und zu den Eklogen des Vergil — von denen wir mit freundlicher Genehmigung des Insel-Verlages hier eine wiedergeben.

Auf zwei weitere Insel-Bildbändchen, die zu gleicher Zeit erschienen sind, sei gleichfalls hingewiesen: eine Sammlung von 38 *Lithographien* von *Henri de Toulouse-Lautrec* mit einem Nachwort von *Gotthard Jedlicka*, der seine Betrachtung auf eine Gegenüberstellung des Schaffens von Daumier und Toulouse-Lautrec abstellt, und eine Auswahl „*Tierplastiken*“ von *Gerhard Marcks*.

Die „Tür im Rücken“

Hinweis auf Leben und Werk Ludwig Wittgensteins

Als vor drei Jahren, im April 1951, Ludwig Wittgenstein in Cambridge starb, nahm von dem Tode dieses aus Wien gebürtigen bedeutenden Philosophen niemand in Deutschland Notiz. So unbekannt war hier sein Name. In der Welt aber war er berühmt, und unbestreitbar ist er der Philosoph deutscher, wenn auch österreichischer Herkunft, den man in den englisch sprechenden Ländern kennt, und dort ist er bekannter als irgendeiner, den man bei uns zu rühmen pflegt.

Diese Erscheinung hat mehrere Gründe. Äußerliche zunächst wie die Tatsache, daß Wittgenstein seit 1929 in Cambridge lebte und lehrte und daß außerdem die philosophische Schule, deren wichtigster Autor und größte Autorität Wittgenstein ist, die Logistik nämlich, in Deutschland nach 1933 kaum mehr vertreten war, obgleich ihr etwa Heinrich Scholz zugerechnet werden darf. Diese äußerlichen Gründe aber genügen nicht, um das Phänomen, daß Wittgenstein so berühmt und so unbekannt war, zu erklären, es wäre unverständlich, wenn es nicht zugleich seinen Grund in dem Menschen hätte, in dem Philosophen und nicht nur in der Philosophie. Man könnte sagen, daß ihm das „ungesprochene Wort“ so wichtig wie das gesprochene, ja vielleicht zuletzt wichtiger als dies gewesen ist und so, daß er in seinem Leben einem seiner Sätze folgte, nämlich, daß es Unaussprechliches gibt, das sich nur „zeigen“ kann. Dieses Unaussprechliche, das sich zeigt, gehört notwendig zu seiner Lehre, und es ist ihr verbunden vom Beginn seiner Wirkung an und so sehr, daß man Wittgenstein nur gerecht zu werden vermag, wenn man davon weiß, obgleich, um seine Lehre, soweit sie zur Logistik gehört, kennenzulernen, diese Kenntnis nicht nötig ist. Philosophie aber ist immer mehr als die Lehre, die wir lernen können, und wenn sie nicht mehr als diese ist, so ist sie keine Philosophie.

Von Beginn seiner Wirkung an war etwas wie ein Geheimnis um Ludwig Wittgenstein. Wer etwa am Ende der zwanziger oder am Beginn der dreißiger Jahre — und damals ging sein Gestirn auf — regelmäßig philosophische Zeitschriften durchsah und vor allem auch die Zeitschrift der Wiener Schule, „Die Erkenntnis“, die Hans Reichenbach und Rudolf Carnap herausgaben, die beide heute in den Vereinigten Staaten lehren, beachtete, der fand des öfteren im Text eines Aufsatzes bemerkenswerte Sätze zitiert, als deren Quelle das Werk eines Ludwig Wittgenstein genannt wurde, dessen Titel: „Tractatus logico philosophi-

cus“ war. Immer nun, wenn dieser Autor und dies Werk erwähnt wurden, geschah es, als beriefe man sich auf einen Mann völlig einzigartiger Autorität, es gab keine Polemik gegen solche Sätze, keine Einschränkung durch die eigene Meinung, wie es doch sonst bei so vielen Zitaten gerade zeitgenössischer Autoren üblich ist. Die Sätze, die zu lesen waren, waren dabei fast immer apodiktisch und kurz. Etwa derart: „Was gezeigt werden kann, kann nicht gesagt werden“ (4.1212). Oder „Die meisten Sätze und Fragen, welche über philosophische Dinge geschrieben worden sind, sind nicht falsch, sondern unsinnig. Wir können Fragen dieser Art überhaupt nicht beantworten, sondern nur ihre Unsinnigkeit feststellen. (Sie sind von der Art der Frage, ob das Gute mehr oder weniger identisch sei als das Schöne.)“ (4.003) Oder: „Alle Sätze der Logik sagen aber dasselbe, nämlich nichts.“ (5.43) Oder: „Die Erforschung der Logik bedeutet die Erforschung aller Gesetzmäßigkeit, und außerhalb der Logik ist alles Zufall.“ (6.3) Oder: „Wie es nur logische Notwendigkeit gibt, so gibt es nur logische Unmöglichkeit“. „Daß z. B. zwei Farben zugleich an einem Ort des Gesichtsfeldes sind, ist unmöglich, und zwar logisch unmöglich, denn es ist in der logischen Struktur der Farbe ausgeschlossen.“ (6.375 und 6.3751) Oder: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“ (5,6). Solcher Art, wenn auch nicht die, die ich hier erwähnte, waren die Sätze, die man las, und niemals wurde dabei auf eine Seitenzahl verwiesen, sondern diese Sätze trugen jene Ziffern, die ich ihnen hier gleichfalls zugeordnet habe.

Was ich berichte, betrifft meine erste Begegnung mit dem Werk Wittgensteins. Und da mich diese Sätze in ihrer apodiktischen Kürze und der Eigenart ihrer Inhalte frappierten, fragte ich mich, wer dieser Wittgenstein, dessen Name mir bis dahin unbekannt war, wäre, ja ob er noch lebe oder wann etwa er gelebt hätte. Denn hinzu kam, daß man außer diesen betonten Erwähnungen keiner Spur des Menschen begegnete. Niemals fand sich ein Aufsatz von ihm selbst oder irgendein Anzeichen dafür, daß er irgendwo lebe und wirke, auf einem Kongreß gesprochen hätte oder sich zu irgendeiner aktuellen Frage geäußert haben würde. Manches sprach trotzdem dafür, daß er lebte, aber zugleich schien es, als ginge ihn selbst dies alles, was man mit seinem Wort begann, nichts an. Teilte er, so fragte ich mich damals, vielleicht das Schicksal Nietzsches? Dieser Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, daß alle Nachschlagewerke versagten und daß es mir zunächst durchaus nicht gelang, dieses so wichtig genannte Buch zu erhalten. Name und Werk kamen in den Verzeichnissen der Berliner Staatsbibliothek, die ihre Benutzer so selten enttäuschte, nicht vor, und in den Verzeichnissen, die den Buchhändlern zur Feststellung solcher Bücher dienen, fanden sich der Name und dieses Werk gleichfalls nicht. Man mußte sich sorgfältiger bemühen, um es zu erhalten. So unzugänglich war vor 1933 trotz aller Wertschätzung das Werk von Ludwig Wittgenstein, so daß es wirklich kein Wunder ist, daß man nachher von ihm nichts hörte und wußte.

Nun erst, nach seinem Tode erfuhr ich, daß der Eindruck des Rätselhaften, der der Begegnung mit dem Werk dieses Mannes verbunden war, seinen Grund in dem Menschen gehabt hat, daß er unbekannt war, weil er der Philosophie zu entfliehen versuchte, was man nicht kann, wenn man zur Philosophie berufen ist. Da eben dann auch das Schweigen Philosophie ist. Sein Schicksal war Ausdruck seiner Sinnesart, seines Ethos, das Heraklit den Dämon des Menschen nannte. Deshalb möchte ich heute mehr von seinem Leben, als von seiner Philosophie berichten.

Geboren wurde Ludwig Wittgenstein in Wien 1889. Er wuchs behütet und in Wohlstand auf, denn sein Vater gehörte zu den reichsten Bürgern Wiens, und das Haus seiner Eltern war, wie es damals Tradition in Wien war, den Musen offen, wie denn sein Bruder Paul Wittgenstein sich der Musik gewidmet hat und als Pianist gerühmt und geschätzt ist. Auch Ludwig Wittgenstein war hoch musikalisch und so weit, daß er sich selbst als Dirigent versuchte und eine Zeitlang schwankte, ob er nicht dieser Verlockung folgen sollte. Doch war diese Liebe zur Musik nicht die einzige Begabung, die mit der zur Philosophie und Mathematik in Wettbewerb trat. In der Mitte der zwanziger Jahre baute er für seine Schwester Margarethe in der Kundmannsgasse in Wien ein Haus, von dem man berichtet, daß es von großer Schönheit, streng und schmucklos, frei von allem Ornament gewesen wäre, was damals kühn und ungewohnt gewesen ist. Streng und schmucklos ist auch die Sprache des Buches, auf dem sein Ruhm beruht, des „Tractatus logico philosophicus“; es gibt in ihm, wie in einem vollkommenen Gedicht, kein überflüssiges Wort, und darin ist es fast einzigartig. Die Arbeit an diesem Buch hatte Wittgenstein im letzten Jahr des Ersten Weltkrieges in italienischer Kriegsgefangenschaft begonnen und es dann nach vorzeitiger Entlassung, die durch die Vermittlung des englischen Philosophen Bertrand Russell erfolgte, in einer Blockhütte über dem Sonjefjord, die ihm gehörte und in deren Einsamkeit er auch gerne gestorben wäre, beendet. Bertrand Russell aber hatte Wittgenstein 1910 von Manchester aus, wo er zunächst Maschinenbau studierte, in Cambridge aufgesucht, da er von ihm einige Fragen der mathematischen Logik beantwortet haben wollte. Wobei Fragen und Einwürfe Wittgensteins Russell frappten und ihn sich fragen ließen, ob er einem Narren oder einem Genie gegenüberstünde und er sich schließlich zu dem letzteren bekannte, so daß aus dieser Begegnung eine Freundschaft wurde, die durch das Leben hielt. Deshalb zögerte Russell auch nicht, sich zu dem Werk seines jüngeren Freundes zu bekennen und seine Bedeutung durch ein Vorwort zu unterstreichen. Mit diesem Vorwort erschien der Traktat Wittgensteins 1921 im letzten Heft von Ostwald Annalen der Naturphilosophie und ein Jahr später in einer deutsch-englischen Ausgabe bei Routledge, Kegan Paul in London. Dieses eine Buch ist nun, von einer kurzen Abhandlung abgesehen, die in der Aristotelian Society verlesen worden ist, alles, was Wittgenstein bei Lebzeiten veröffentlicht hat, und dieses Buch ist so wenig umfangreich, daß der deutsche Text bequem in einem Inseלבändchen abgedruckt werden könnte.

Der Tractatus selbst ist eine eindeutige Absage an die bisherige Philosophie, denn, so versucht er zu zeigen — und diesen maßgebenden Satz erwähnte ich oben — die meisten Sätze der Philosophie sind nicht falsch, sondern, wie er sagt: unsinnig, sie spiegeln nichts, sie sind ohne Inhalt, ohne Sinn. Wittgenstein geht mit diesem Verdikt der Philosophie so weit, daß er schließlich die Konsequenz seiner Aussage auf sich selbst und auf sein Buch anwendet. Die letzten Sätze des Tractates lauten nämlich: „Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher sie versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie — auf ihnen — über sie hinausgestiegen ist. (Er muß sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.) Er muß diese Sätze überwinden, dann sieht er die Welt richtig.“ Auf diese letzte Konsequenz seines Denkens, die keine Skepsis, sondern notwendige Folgerung seiner Thesen ist, folgt nur noch einer seiner lapidaren Sätze: „Wovon man nicht sprechen kann, davon muß man schweigen.“ Mit diesem Satz endet das Buch. Es gibt demnach etwas, wovon man nicht sprechen kann, wovon man schweigen muß.

Was aber ist ihm gegenüber zu tun? Wie soll der Mensch jenseits des Schweigens mit dem fertig werden, von dem man nicht sprechen kann? Es kann kein Zweifel bestehen, daß diese Frage Wittgenstein begegnet ist und daß sie ihre Antwort in der Welt, im „Zeigen“ suchte. Und also versuchte Wittgenstein nicht nur die Leiter fortzuwerfen, als die er sein Buch bezeichnet hatte, sondern sich auch von seinem Buch abzuwenden. Noch während dies Buch gedruckt wurde, bewarb er sich um die Anstellung als Volksschullehrer in irgendeinem österreichischen Dorfe. Man genehmigte sein Gesuch, und durch eine Reihe von Jahren unterrichtete er Kinder in verschiedenen Dörfern Oberösterreichs. Ludwig Hänsel¹⁾, der den Lebensweg Wittgensteins verfolgte und der dem österreichischen Unterrichtsministerium nahestand, sagt von seinem Unterricht, daß er etwas Unerhörtes in den Dörfern gewesen wäre, und wie ernst er seine Aufgabe nahm, erläutert die Tatsache, daß Wittgenstein ein Wörterbuch für Volksschulen bearbeitete, das approbiert wurde und mehrmals aufgelegt worden ist und vielleicht heute noch benutzt wird. Man sagt, und wohl mit Recht, daß zu Wittgensteins Entschluß Vorbild und Lehre Leo Tolstojs beigetragen haben, und es ist wohl wahr, daß die Jugend damals von der Flucht des alten Mannes aus Wohlstand und behütetem Leben und von seinem Tod auf dem Bahnhof von Astapovo stark beeindruckt worden ist, und also ist es wohl möglich, daß Wittgenstein in dieser Handlung erkannte, was sich nur zeigen und wovon man nicht sprechen kann und wovon er dann auch nie gesprochen hat.

¹⁾ Ludwig Hänsel in „Wissenschaft und Weltbild“, 4. Jahrg. Heft 8, 1951. Eine wichtige Ergänzung zur Lebensgeschichte Wittgensteins veröffentlichte vor kurzem Ludwig Ficker im letzten Heft seiner schönen Zeitschrift: „Der Brenner“, auf die ich verweisen möchte, da ich sie nicht mehr berücksichtigen konnte.

Wie dem auch sei, der Name ist nicht wichtig; sicher ist, daß er bemüht war, in seinem Leben zum Zeigen zu bringen, was nicht gesagt werden kann. So als er in der Mitte der zwanziger Jahre auf die große Erbschaft, die ihm nach dem Tode seiner Eltern zufiel, zugunsten seiner Geschwister verzichtete, und als er später in Cambridge, wohin er 1929 zum Besuch von Bertrand Russell gefahren war und wo man ihn zum Ehrenfellow am Trinity College ernannt hatte, nur eine Strohschütte und einen einfachen Stuhl und Tisch als Ausstattung seines Arbeitszimmers duldete. Und noch einmal wiederholt er die Entscheidung gegen sich selbst und die Wirkung seines gelehrten Wortes, das war kurz nachdem man ihm den Lehrstuhl G. E. Moores in Cambridge übertragen hatte. Ihn ließ er im Stich, als der Krieg ausbrach, um zunächst als Krankenpfleger in einem Londoner Hospital zu arbeiten, und es scheint, daß er erst nach Kriegsende wieder nach Cambridge zurückgekehrt ist, um zu lehren, doch immer nur wenigen und ausgesuchten Schülern, aus deren Aufzeichnungen wohl noch eine Reihe von Veröffentlichungen der Untersuchungen, die Wittgenstein in seinen Vorlesungen durchgeführt hat, zu erwarten ist. Diese Untersuchungen beschäftigten sich, so jedenfalls scheint es, in der Hauptsache mit dem Problem der Sprache; denn „eine ganze Wolke von Philosophie kondensiert zu einem Tröpfchen Sprachlehre“, sagt er in seinem posthum erschienenen Werk: „Philosophische Untersuchungen“, wo er zugleich als sein Ziel bekennet: „Was ich lehren will, ist von einem nicht offenbaren Unsinn zu einem offenbaren überzugehen“, womit er an den oben erwähnten Schluß des Tractatus erinnert. Sollte das wirklich das Ende der vieltausendjährigen Bemühung der Menschen sein, die wir Philosophie nennen? Nun, das ist es gewiß nicht, denn auch die Negation der Philosophie und ihre Selbstaufhebung und auch das Schweigen, das Wittgenstein den großen Fragen der Philosophie gegenüber zu üben versuchte und so daß dieses Schweigen selbst Antwort ist und es sogar Versagen gab, alles dies bleibt in diesem Zusammenhang Philosophie. Wir können uns selbst nicht aus dem Spiel, das wir angenommen, herausnehmen, nicht aus den Worten über das „Sprachspiel“, dessen Gesetze er in seinen „Philosophischen Untersuchungen“ zu fassen versucht und die er nicht fassen konnte, nicht aus unseren Lehren, die wir als Wissenschaft begreifen, immer und überall sind wir, ist der Mensch mit dabei; und was wir begreifen, ist immer nur ein Aspekt dessen, was zu begreifen war und der wahrscheinlich eben durch dieses Begreifen geändert worden ist.

Ich glaube, daß Wittgenstein dies gewußt und daß er über den Ausweg aus diesem magischen Zirkel nachgedacht hat. In den „Philosophischen Untersuchungen“, die er nicht mehr endgültig abschließen konnte und die insgesamt nicht die große Prägnanz des Tractatus haben, fragte er einmal: Was das Ziel der Philosophie sei? Und er antwortet: „Der Fliege den Ausweg aus dem Fliegenglas zeigen.“ Den Ausweg aus dem Fliegenglas! Es scheint, daß er über diese Forderung viel gegrübelt und daß er vergeblich den Ausweg gesucht hat, und es scheint auch, daß dieses Thema oft von ihm behandelt worden ist. Denn in einem Gedäch-

nisaufsatz, den Schüler Wittgensteins in dem „Australian journal of philosophy“¹⁾ veröffentlichten, kehrt dieser gleiche Gedanke in einem Gleichnis wieder. Es ist, so hat danach Wittgenstein die Situation der Philosophie oder der Philosophen beschrieben, „als ob ein Mensch sich in einem Zimmer befindet und einer Wand gegenübersteht, auf der eine Anzahl Türen aufgemalt sind. Da er hinausgehen möchte, versucht er diese Türen zu öffnen, und er versucht es bald mit dieser bald mit jener Tür, aber all diese Versuche sind natürlich völlig zwecklos. Und dabei“, so fuhr dann Wittgenstein fort, „gibt es diese ganze Zeit über eine Tür in seinem Rücken, was er natürlich nicht weiß, und er hätte nichts zu tun als sich umzudrehen und sie zu öffnen. Alles, was wir tun müssen, um ihm zu helfen aus dem Zimmer zu gelangen, ist, ihn den Blick in die andere Richtung tun zu lassen. Aber“, so schloß Wittgenstein dies Gleichnis, „es ist sehr schwer, dies zu tun.“

Dies Bild, das von fern an Kafkas Erzählung von dem Türhüter erinnert, der die Tür bewacht, durch die keiner sonst Einlaß finden konnte als der, dem er dabei immer verweigert wurde und wohl deshalb, weil eben auch diese Tür mit dem Türhüter nur eine gemalte Tür gewesen ist, trägt den Schimmer, den alle Skepsis erhält, wenn sie sich selbst überhöht und darin aufhebt. Es lohnt, über die Tür in unserem Rücken nachzudenken und zu versuchen, den Blick in die andere Richtung zu tun. Vielleicht, daß alle Verwirrung der Menschen nur daher stammt, daß wir seit eh und je durch gemalte Türen ins Freie wollen und daß wir dieses niemals können und durch gar kein Mittel können werden, durch keine Formel der Wissenschaften und auch durch keine gesteigerte Macht, die uns die beherrschte Natur schenkt. Denn auch wenn wir den Erdball zersprengen, auch damit ist keine Tür geöffnet und die Tür in unserem Rücken nicht gefunden. Die Mauer mit ihren gemalten Türen ist nicht zu öffnen! Und dabei haben wir wirklich nichts zu tun — und dies nun jeder für sich und nur für sich allein — als uns umzudrehen. Sollte es wirklich so schwer sein, dies zu tun?

Dieser Satz, daß wir uns umzudrehen hätten — und dieser Satz ist nicht neu — steht am Ende jener Hoffnung, die sich als Positivismus begriff, denn aus seiner Bemühung, die Welt und ihre Sachverhalte in der Sprache, in Zahlen und Figuren abzubilden, stammt die Philosophie Wittgensteins. Und das heißt, daß er im Gegensatz zu seinem eigenen Herkommen steht und daß er so Beginn einer Bemühung werden kann, der Fliege den Ausweg aus dem Fliegenglas zu zeigen und uns umzuwenden, um die Tür zu suchen, die in unserem Rücken ist, jene nämlich. die Wittgenstein vielleicht nicht gemeint hat, aus der das Licht in unsere Höhle — sein „Fliegenglas“ — scheint und von der schon Plato gesprochen hatte und die nun eben keine Tür ist, die wir mit Hilfe der Philosophie und Wissenschaft finden und öffnen können, sondern eine Tür ist, die sich zeigt und vielleicht dort zeigt, wo wir sie nicht vermuten.

¹⁾ Vol. XXIX, Nr. 2, August 1951.

Max Scheler

„Ich darf mit einiger Befriedigung feststellen, daß die Probleme einer philosophischen Anthropologie heute geradezu in den Mittelpunkt aller philosophischen Problematik getreten sind und daß auch weit hinaus über die philosophischen Fachkreise Biologen, Mediziner, Psychologen und Soziologen an einem neuen Bilde vom Wesensaufbau des Menschen arbeiten“ . . . daran nämlich, „diese Wesensfrage ohne die bisher übliche ganz-, halb- oder viertelbewußte Bindung an eine theologische, philosophische und naturwissenschaftliche Tradition in neuer Weise aufzuwerfen.“

Diese Worte Max Schelers, seiner letzten Schrift „Die Stellung des Menschen im Kosmos“ vorangestellt, im April 1928, wenige Wochen vor seinem Tod, niedergeschrieben, fassen in geradezu hellsichtiger Weise in knappster Formulierung eine Entwicklung zusammen, die heute voll entfaltet, sich damals erst anzubahnen beginnt und an der niemand in höherem Grad bewirkenden Anteil hat als eben Max Scheler selbst. Von 1933 ab durfte der Name des Halbjuden Scheler in Deutschland nicht mehr genannt, durften seine Werke nicht mehr aufgelegt werden. Außerordentliches wäre gerade von ihm, nach dem Zeugnis der Pläne, mit denen er sich trug, noch zu erwarten gewesen, ganz abgesehen davon, daß das Außerordentliche, das von ihm schon vorlag, gerade angefangen hatte, die bedeutendsten Geister zu beschäftigen, und weiterer Verarbeitung bedurfte. Es ist ein hohes Verdienst der Verlage Leo Lehnen, München, und A. Francke, Bern, daß sie die Beschäftigung mit diesem unausgeschöpften Werk durch die Jüngeren überhaupt erst wieder möglich machen wollen durch die neunbändige Gesamtausgabe, die in den nächsten Jahren in kurzen Abständen herauskommen wird. Von ihr liegt als erster Band das systematische Hauptwerk Schelers, das erstmals in den Jahren 1913 (I. Teil) und 1916 (II. Teil) erschienene Buch „*Der Formalismus in der Ethik und die materielle Wertethik*“ (geb. DM 28.— 675 S.) seit kurzem vor, gerade rechtzeitig zum 80. Geburtstag des Philosophen am 22. August 1954.

Die Erstausgabe des „Formalismus“ stand wegen des Ersten Weltkriegs unter einem ungünstigen Stern; die Jüngeren waren im Feld. Gleichwohl, in Fachkreisen sprach man alsbald von einem Ereignis. Husserl, dessen phänomenologische Methode Scheler als Erster auf das ethisch-soziologische und anthropologische Gebiet anwandte, hatte für den Erstabdruck das „Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung“ zur Verfügung gestellt; Eduard Tröltsch befaßte sich alsbald kritisch mit dem Werk, Theodor Litts 1926 erschienenen Buch „Individuum und Ge-

meinschaft“ hatte sich tiefschürfend kritisch mit Schelers „Formalismus“ beschäftigt. Nikolai Hartmann gestand im Vorwort seiner großangelegten „Ethik“ vom gleichen Jahr, daß sie sich auf den Fundamenten der materiellen Wertethik als der „bahnbrechenden Einsicht der neueren Ethik seit Kant“ aufbaue, und Ortega y Gasset leistete den werttheoretischen und soziologischen Teilen des Formalismus weitgehend Gefolgschaft. Aber auch die Psychologen (u. a. Stern, Rümke, Kurt Schneider, V. von Weizsäcker) bekannten die Anregungen, die sie bekommen hatten; Kerschesteiner hat sich für die Pädagogik vor allem mit dem Solidarismuskapitel auseinandergesetzt.

Um was ging es bei Schelers „bahnbrechender Einsicht“? Um eine Absage an mehrere Richtungen zugleich, um Kampf an mehreren Fronten zugleich. In erster Linie allerdings um eine Auseinandersetzung mit Kant. Dessen Ethik sei, sagte der Verfasser, „zwar das Vollkommenste, das wir bislang an philosophischer Ethik besitzen“, aber er werde auch zeigen, „ein wie ethisch und historisch eng begrenztes Volks- und Staatsethos einer bestimmten Epoche der Geschichte Preußens es ist (trotz der diesem Ethos einwohnenden Großartigkeit und Tüchtigkeit), dessen Wurzeln Kant in der reinen allgemeingültigen Menschenvernunft selber aufsuchen zu dürfen, sich vermessen hatte“. Den Geist seines eignen Werks charakterisierte Scheler selbst so: es gehe ihm um „streng wissenschaftliche Grundlegung, nicht Ausbau der ethischen Disziplin in die Breite des konkreten Lebens“, um einen „strengen ethischen Absolutismus und Objektivismus“. Und er fügte hinzu: „In anderer Richtung kann der Standort des Verfassers ‚emotionaler Intuitivismus‘ und ‚materieller Apriorismus‘ genannt werden.“ Und er begrüßte schließlich, daß sein eigener ethischer Absolutismus, wie er ihn in seinen Vorlesungen pflege, die „herkömmlichen relativistischen und subjektivistischen ethischen Lehrmeinungen bereits zurückdränge“. „Besonders scheint die gegenwärtige deutsche Jugend alles haltlosen Relativismus‘ ebenso müde zu sein wie des leeren und unfruchtbaren Formalismus Kants und der Einseitigkeit der Pflichtidee in seiner Ethik. Auch der Verrat der Freude und der Liebe als der tiefsten Ursprungsquellen alles sittlichen Seins und Wirkens, dessen wir den seit Kant so weithin in Deutschland und der deutschen Philosophie gelehrteten falschen Pflichten- und Arbeitsheroismus bezichtigen müssen, wird als falsche Grundrichtung einer historisch gewordenen Ethosform langsam durchschaut.“

Zur weiteren Selbstcharakterisierung und Kennzeichnung seines Standorts fügte Scheler schließlich hinzu, seine Lehre von der „individualen sittlichen Bestimmung jeder Person“ stehe allerdings wohl im Gegensatz zu den „sozialistischen“ Strömungen der Zeit, wohl auch zur Überbetonung von „Organisation“ und „Gemeinschaft“ innerhalb der christlichen Kirchen. Aber er verwahrte sich auch energisch, er lehre keinen „Individualismus“, sondern die ursprüngliche Mitverantwortlichkeit jeder Person für das sittliche Heil des Ganzen. Nicht eine „isolierte“ Person, sondern die ursprünglich sich mit Gott verknüpft wissende, auf die Welt in Liebe gerichtete und sich mit dem Ganzen der Geisteswelt und Menschheit solidarisch geeint fühlende sei für ihn die sittlich wertvolle.

Die an Schelers ethischem Hauptwerk einsetzende Kritik der zwanziger Jahre konnte nicht umhin einzuräumen, daß er einen wunden Punkt der Kantschen Ethik aufgedeckt habe. Die formale Forderung des kategorischen Imperativs Kants „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit gelten könne!“ ist eine viel zu abstrakte Bestimmung, als daß die konkreten Anforderungen und Aufgaben des Lebens mit ihrer Hilfe erkannt und beurteilt werden könnten. Nicht minder schwer wiegt der Einwand, Kants Imperativ sei in Wirklichkeit gar nicht bloß ein formaler, er zielen auf einen vernünftigen Zustand, ein menschenwürdiges Dasein ab, also bereits auf einen „materiellen Zweck“. Und wer wollte vom kategorischen Imperativ aus entscheiden können, ob es sittlicher sei, sich gegen eine Verleumdung zu wehren oder sie vornehm zu ignorieren? Wer mochte ihm mehr als bloß theoretischen Wert zuerkennen, wenn er bedachte, daß die konkrete Mannigfaltigkeit der Umstände und der individuellen Voraussetzungen, unter denen ein bestimmtes Individuum handeln muß, so kein zweites Mal wiederkehrt? Und wie war bei einem Konflikt der Pflichten zu entscheiden, etwa von einem deutschen Frontsoldaten des Zweiten Weltkriegs, der sich darüber klar war, daß seine Regierung diesen Krieg vom Zaun gebrochen hatte? Gewiß, man konnte einem solchen sagen, daß er sich selber treu bleiben solle, aber das Kriterium der Übereinstimmung mit sich selbst war ja noch so wenig ein Kriterium des Sittlichen, wie etwa Widerspruchlosigkeit von Begriffen und Urteilen zwar die Aussage erlaubt, daß diese wahr, aber noch nicht, daß sie richtig sind. Sagte man ihm aber etwa, die jeweils umfassendere Gemeinschaft (Familie — Nation — Menschheit) sei das höherwertige Objekt des Handelns, so war dies nicht mehr vom Kantschen Formalismus her ableitbar, sondern als „materiales“ Kriterium war das Objekt des Handelns eingesetzt. Bei der Abwägung, ob man Freisler belügen dürfe, um seinen Kopf zu retten, war zwischen Motiven abgewogen; bei der Abwägung, ob man in den Widerstand gehen oder der „Obrigkeit“ gehorchen solle, zwischen Motiven, Zwecken, Objekten. Scheler ließ die stattliche Reihe der bisherigen ethischen Begründungen Revue passieren. Er benützte die phänomenologische Methode zu einer Analyse des sittlichen Lebens der Persönlichkeit, wie es in den großen Vorgängen des Gewissens, wie überhaupt in allen Arten von sittlichen „Akten“ in Erscheinung tritt. Die phänomenologische Methode enthüllte ihm das phänomenale Sein als ein Reich phänomenaler Werte und Wertzusammenhänge, das objektiv besteht und in dem Gesetze der Wertrangordnung walten; an höchster Stelle steht das Gesetz der Liebe als einer Bewegung in Richtung auf das Höhersein der Werte. Träger der Werte ist die Person (sie darf nicht als mit dem empirischen Ich zusammenfallend gedacht werden). Ihre Aufgabe ist es, die phänomenale Welt der Werte, Wesenheiten und Akten zu ordnen. Durch die Rangordnung der Werte wird jede Güterwelt bestimmt. Aber jedes Ethos sei auch historischer und sozialer Natur, betont Scheler; der Mensch atme als geistiges Wesen nur in Geschichte und Gesellschaft. So wenig Erkenntnistheorie zu trennen sei von den großen Problemen der Geschichte der Strukturen menschlichen Geistes, so wenig die Ethik von der Geschichte

der Ethosformen, von einer Entwicklungsphilosophie des sittlichen Bewußtseins und der Gesellschaft; Ethik heiße nicht Tugendanalyse. Auch die vollständige Losreißung der Ethik von der Metaphysik sei nicht gutzuheißen; scharf betont Scheler andererseits, an eine Begründung der Ethik auf irgendeine Art Voraussetzung über Wesen und Dasein, Idee und Willen Gottes sei dabei von ihm nicht gedacht; die Ethik erscheine ihm wichtig auch für jede Metaphysik des absoluten Seins, nicht aber die Metaphysik für die Begründung der Ethik.

Der neue Begriff, den Schelers Ethik einführt, ist der Begriff des intentionalen Fühlens, das Wert-Erkennen erlaube. Von Kant wird beibehalten die Apriorität des Wertbewußtseins, von Nietzsche, dessen Wertrelativismus abgelehnt wird, die im Vergleich zum asketischen Wertehimmel Kants unvergleichlich größere Mannigfaltigkeit und Inhaltsfülle des Wertreichs. Fruchtbar wurde dieser Schelersche Ansatz nicht zuletzt für seine Theorie des Tragischen. „Alles, was tragisch heißt“, so sagt er, „bewegt sich in der Sphäre von Werten und Wertverhältnissen; in einem wertefreien Universum gibt es keine Tragödien. Tragisch ist nicht selbst ein Wert, aber das Tragische erscheint an Dingen, Menschen, Sachen, nur durch Vermittlung der ihnen anhaftenden Werte; zu seinen Erscheinungsbedingungen gehört Zeit, in der etwas entsteht und vergeht, in einer raumlosen Welt wären Tragödien möglich, in einer zeitlosen nicht.“ Schelers umfangreiche Ausführungen über das Tragische sind das Tiefste, was seit hundert Jahren darüber gesagt worden ist.

Wer fühlt nicht, wie zeitnah diese Philosophie ist, wenn er in diesem Zusammenhang auf die Sätze stößt: „Je nach der Fülle der ihnen möglichen sittlichen Erkenntnis haben die Individuen ganz verschiedene Mikrokosmen von Werten, nach denen sich ihre Pflichten und Pflichtenkreise bemessen. Es ist nicht die Pflicht und ihr Tun was ‚adelt‘, wie die Kantsche allzu kurzsichtige Ethik meint, sondern: noblesse oblige: es ist der ursprüngliche Adel der Menschen, der ihnen ganz verschiedene Spannweiten von möglichen Pflichten setzt, durch die sie an die sittliche Welt in ganz verschiedenem Maße gekettet sind. Den tragischen Gestalten der ‚sittlichen Prometheus‘ gegenüber tut die Menge nun ihre Pflicht, indem sie sie tötet. Dem Edleren, der einen Vorstoß in den sittlichen Wertkosmos vollzogen hat, erscheint pflichtwidrig, was der Menge pflichtgemäß ist.“ Der Inhalt der Moralnormen wechselt nach Scheler von Epoche zu Epoche, „sind doch alle Moralnormen nur Angaben was bei gegebenem Werdurchschnittsniveau einer Epoche . . . zu wollen und zu tun ist, wenn die auf diesem Wertniveau ‚höheren‘ Werte realisiert werden sollen . . . Es liegt im Wesen aller sittlichen Entwicklung, daß der Edlere das sittlich ‚gebietende Gesetz‘ seiner Zeit verletzt. Der tragische Held kann seinem Zeitalter vom Verbrecher ununterscheidbar werden. Erst wenn seine Grundsätze sich durchgesetzt haben, kann er nachträglich als Held erkannt werden. Darum gibt es, streng genommen, keine gegenwärtigen Tragödien, sondern nur vergangene.“

Saisonbeginn vor 50 Jahren

Mit der ersten Berliner Herbst-Premiere begann damals in jedem Jahr die neue deutsche Theatersaison. Die junge Reichshauptstadt wuchs rasch in den Rang einer europäischen Metropole. Die „Gesellschaft“ war saturiert und konsolidiert. Man befand sich in einer Epoche beispielhafter Prosperität. Wohl gab gesellschaftlich der „Erste Stand“, die Aristokratie, den „Ton“ an (man lebte im Deutschland Wilhelms des Zweiten); aber das ungestüm nachdrängende Bürgertum hatte sich bereits seine soziale Position erobert. Freilich rumorte es in den Untergründen. Die Industrie-Arbeiterschaft — noch nannte sie sich „das Proletariat“ — organisierte den sozialen und politischen Aufstieg. Indes hatte Seine Majestät die Sozialisten als eine „Rotte vaterlandsloser Gesellen“ stigmatisiert, als fuchsfeuerroten Bürgerschreck, und im loyalen, im „gut-gesinnten“ Bürgertum mochte man an einem Kaiserwort weder drehn noch deuteln. Jedenfalls war die „Gesellschaft“ entschlossen, weder ihre Geschäfte noch ihren Lebensgenuß von den Thesen des sozialdemokratischen „Erfurter Programms“ stören zu lassen. Im übrigen durfte man sich auf die schneidige preussische Polizei verlassen und auf den preussischen Unteroffizier, von dem Wilhelm II. ausgesagt hatte, daß ihn „uns keiner nachmacht“ und daß er auch „auf Vater und Mutter schießen“ würde, wenn's drauf an und dem Kaiser in den Sinn käme, es zu befehlen. Also frequentierte man sorgenlos die Stätten der Unterhaltung und des Amusements. Die Theater florierten. Neugierig suchte man in den Prospekten nach den Namen der prominenten Schauspieler: Josef Kainz, Adalbert Matkowsky, Hedwig Niemann, Agnes Sorma; der berühmten Wagner-Sänger Eugen Gura, Betz oder des Heldenentors Albert Niemann; der für Gastspiele versprochenen Wiener Burgschauspieler Mitterwurzer und Adolf Sonnenthal. Man hatte als Abonnent „seinen“ Parkettplatz oder „seine“ Loge in den Hoftheatern, im Königlichen Schauspielhaus und in der Oper. In den anderen Theatern ließ man von der Kassiererin — gegen ein gutes Trinkgeld — immer wieder die „alten guten Plätze“ vormerken für die Premieren oder auch für bestimmte Wochentage, für die „Theatertage“, die im breiten Winterprogramm mit seinen vielen „gesellschaftlichen Verpflichtungen“ einen angemessenen Raum beanspruchten. Dieses „bürgerliche Theater“ der Jahrhundertwende war ein „Gesellschafts-Theater“ mit dynastischen, aristokratischen Akzenten. Man „zog sich an“ für das Theater. Den Bürger sah man im Gehrock und im Cut, seine Damen im Abendkleid mit Dekolleté, den Offizier in der „ersten Garnitur“. Wort und Begriff der „Theaterkrise“ waren unbekannt.

Gleichwohl gab es eine Krise auch damals. Maximilian Harden, der eminente Publizist und Kulturkritiker, beschrieb die „Zeitstimmung, die dem verrohten und verrotteten Theater mit der erwachenden Literatur eine Verbindung“ suchte. Die Literatur, insbesondere die dramatische Literatur, die Harden meinte, stand sozusagen „vor den Toren“, vor den Bühnentoren. Der Kaiser nämlich, als König von Preußen der subventionierende Patron und tonangebende Chef der preussischen Hofbühnen, hatte schon immer sehr laut und mit viel Pathos seine Aversion gegen das „moderne Drama“ ver-

kündet. Die meisten seiner Kollegen — in zwei Dutzend Residenzen die Potentaten und ebenfalls subventionierenden „Schutzherrn“ ihrer eigenen Hoftheater — waren kaum anderer Meinung. Der junge Gerhart Hauptmann war hier noch ebenso verfeimt wie Tolstoi und Gorki, wie Ibsen und Strindberg, d'Annunzio, Maeterlinck, Wilde, Shaw, Hofmannsthal oder gar Wedekind. Die „Zeitstimmung“, von der Maximilian Harden sprach, die „eine Verbindung“ suchte zu dieser „erwachenden Literatur“, diese avantgardistische Tendenz wurde proklamiert auf der Szene einiger Privatbühnen, speziell auf dem Deutschen Theater des geradezu revolutionär aufbegehrenden Otto Brahm. Selbstverständlich kämpften diese oppositionellen Bühnen — ohne offizielle Zuschüsse, boykottiert vom wohlhabenden und ebenso „kaisertreuen“ Bürgertum, gestützt nur und schließlich getragen vom Elan einer enthusiastisch vorstoßenden, einer intellektuell akzentuierten Minderheit — einen guten, aber einen schweren Kampf. Dies war die Krise, eigentlich eine Spielplankrise jener Epoche.

Am 16. Juni 1898 hatte Wilhelm II. im Tonfall eines Oberbefehlshabers der „Schönen Künste“ dekretiert: Das Theater „ist ein Werkzeug des Monarchen“! Es habe „den Kampf gegen das undeutsche Wesen fortzuführen, dem schon leider manche deutsche Bühne verfallen“ sei. „Das Theater ist eine meiner Waffen“, so rief dieser Vorgänger jenes anderen Führers ins Volk, der in sehr ähnlicher Diktion etwa das Buch zum „Schwert des Geistes“ ernannte. (Überhaupt ließ sich der malende, dichtende und in anderen Künsten dilettierende Autokrat ebenfalls nicht ungern als der „erste Künstler des Reiches“ bestaunen.) Immerhin jedoch erhob sich gegen diese Tyrannei vor fünfzig Jahren der nämliche Geist, der nach drei Jahrzehnten dann, in der Stickluft eines jüngeren Terrors, hierzulande ruhmlos unterging. Den Dichter des „Hannele“, Gerhart Hauptmann, hatte das legitime Gremium für den Schiller-Preis vorgeschlagen. Wilhelm II. legte dagegen sein mächtiges Veto ein. Preisträger wurde Ernst von Wildenbruch — als Enkel des Prinzen Louis Ferdinand ein Verwandter des Kaisers — der Verfasser „nationaler“ Dramen, der Autor einer wahren dramatisierten Siegesallee. Wie reagierte der Geist auf die kaiserliche Anmaßung? Lief er, etwa ein Heer von Mitläufern, hinterm Wagen des Triumphators drein? Nein: das geistige Deutschland protestierte. Erich Schmidt, der Literaturhistoriker, legte in der Jury der Schiller-Preis-Stiftung sein Amt nieder. Schon zuvor hatte Paul Heyse resigniert. Hundertfach flatterten Pamphlete und Satiren vom Berliner Himmel nieder aufs königliche Palais. Die unabhängige Presse revoltierte. Im „Berliner Tageblatt“ schrieb Fritz Mauthner: Wenn der Kaiser „Charleys Tante“ dem armen Hannele vorziehe, so befinde er sich gewiß in voller Übereinstimmung mit der kompakten Majorität, die ins Theater geht, um sich zu amüsieren. Wenn er farblose Schwänke und patriotischen Kitsch protegiere, so sei's eben die Äußerung seines privaten Anspruchs. Indes, fuhr Mauthner fort: „Der persönliche Geschmack eines Monarchen hat in unserer Zeit nicht mehr die Macht wie in vergangenen Jahrhunderten. Ludwig XVI. konnte die Dramatiker, die ihm dienten, lenken, weil sie auch ökonomisch von ihm abhängig waren. Zieht der Dichter heutzutage nicht die Vereinsamung vor, sucht er einen Mäzen, so ist sein mächtigster Mäzen sein Volk. Und ob es da noch Staatsraison ist, den Ideen entgegenzutreten, welche von einem jüngeren Geschlecht langsam, aber unaufhaltsam über die oberen Zehntausend hinweg ins Volk dringen, das zu beurteilen mag wohl den Staatsmännern überlassen werden.“ Man sieht: es dominierten in Deutschland nicht immer die kunstbetrachtenden Knechte von 1933.

Was aber spielte damals das Theater, dessen „Verrohung“ Maximilian Harden beklagte, das der wache Zeitgeist der neuen dramatischen Literatur entgegenführte?

Man applaudierte der „Madame sans Gène“ von Sardou, mit der hochakkreditierten Hedwig Niemann. Von Georges Feydeau hatte die Komödie „Der Frauenjäger“ einen Serienerfolg. Die Kritik bemängelte zwar die auf der Szene ausgebreiteten „Schlüpfrigkeiten“; sie lockte jedoch offenbar just mit diesem moralischen Stirnrunzeln die Leute ins Residenz-Theater. Von Feydeau gab es auch „Die Dame von Maxim“, ebenfalls einen Triumph der Amüsierbühne und der Theaterkasse. „Kiwito“, eine „japanische“ Komödie von Ferdinand Bonn, stand auf dem Spielplan des Neuen Theaters am Schiffbauerdamm. Daneben waren „Volksstücke“ — zumeist „mit Gesang und Tanz“ — recht populär. Im Belle-Alliance-Theater wurde von den „Tegernseern“ — wie die Reklame ankündigte — „gezithert, geschuhplattelt, gerauft und gebusselt“. „s Katherl“ war ein „Wiener Volksstück in fünf Aufzügen“ von Max Burckhard. „Dorf und Stadt oder 's Lorle“ von der vielgespielten Birch-Pfeiffer war wohl das begehrteste Rührstück jener Zeit. „Ohne sittlichen Halt“ hieß ein „Sittenbild“ von Wilhelm Friedhold. Eindeutige Schlagger waren der zweideutige „Schlafwagenkontrolleur“ von Bisson und die „Militär-Schwänke“: „Krieg im Frieden“ von Moser und „Die dritte Eskadron“ von Bernhard Buchbinder (mit Hansi Niese). Jede Saison brachte ein neues Lustspiel von Oskar Blumenthal (dem bisweilen Gustav Kadelburg und Max Bernstein assistierten). „Gräfin Fritz“, „Das Einmaleins“, „Mathias Gollinger“ hießen die erfolgreichen Drei- und Vierakter. „Im Weißen Rößl“ wurde im Lessing-Theater uraufgeführt und in der Presse genau so verrissen wie die Fortsetzung: „Als ich wiederkam“. Von Ludwig Fulda stand in jedem Herbst ein neues Lustspiel auf dem Theaterzettel: „Die Zwillingsschwester“, „Jugendfreunde“, „Robinsons Eiland“. Im „Talisman“ standen Josef Kainz, Guido Thielscher und Else Heims auf der Szene. Auch in Fuldas „dramatischem Märchen“: „Der Sohn des Kalifen“ war eine „Bombenrolle“ Josef Kainz „auf den Leib geschrieben“. Jedes Spieljahr hatte im Repertoire den „neuen Sudermann“. Dieser virtuose Theatraliker, der Autor brillant gebauter „sozialer Schauspiele“ — wo erfolgssicher „Vorderhaus“ und „Hinterhaus“ kontrastiert wurden — dieser Dramatiker mit den höchsten Tantiemen war lange Deutschlands umstrittenster Schriftsteller. Gewichtige Kritiker beschimpften oder ironisierten seine „sentimentalen Reißer“. Andere Experten hielten ihn für einen Dichter. Heute ist Sudermanns „Heimat“ fast ebenso vergessen wie „Die gutgeschnittene Ecke“, „Das höhere Leben“, die einst sensationelle „Ehre“ oder „Die Raschhoffs“. „Flachsman als Erzieher“ von Otto Ernst wurde vor fünfzig Jahren als robuster Vorstoß gegen den Typ des Schul-Tyrannen empfunden. Aber auch diese einst höchst aktuelle Komödie gilt längst als überholt.

Es ist gewiß ein theaterhistorischer Sachverhalt, daß vor fünf Jahrzehnten nicht Berlin, sondern Wien — das klassische Burgtheater — der Ort gewesen ist, wo sich die Kunst der Darstellung in einem Ensemble aus profilierten Schauspieler-Persönlichkeiten manifestierte. Wohl hatte schon vor der Jahrhundertwende Otto Brahm auf dem Berliner Deutschen Theater zum naturalistischen Drama den adäquaten Bühnenstil geschaffen. Die Bühne jedoch, die tatsächlich die szenischen Gewichte von Wien nach Berlin entführte, wurde erst später, seit 1905, von Max Reinhardt geschaffen. Repräsentative Schauspieler standen allerdings auch in Berlin immerzu auf der Bühne. Im Lessing-Theater war Agnes Sorma Ibsens „Nora“. Albert Bassermann spielte im Deutschen Theater in Ibsens „Volksfeind“ den Dr. Stock-

mann und im Berliner Theater den Pfarrer Bratt in Björnsons „Über unsere Kraft“. Adele Sandrock faszinierte die Berliner in Grillparzers „Medea“. Bernhard Baumeister war im Neuen Theater — wie die Kritik bekundete — ein hinreißender Pedro in Calderons „Richter von Zalamea“. Zum erstenmal wurde — im Bechsteinsaal — der von Erich Schmidt kurz zuvor entdeckte „Ur-Faust“ gesprochen: von Hedwig Niemann. Man kann darüber nachlesen: „Da hört die Kritik auf, und die Dankbarkeit beginnt, um zu verstummen.“ Der Hamlet, der Faust des Josef Kainz, sein Misanthrop, sein Marc Anton und sein Richard der Dritte waren sicherlich Feste der Schauspielkunst, ebenso wie Matkowskys Othello und Coriolan. Es war bereits eine eindruckstarke „Verbindung mit der erwachenden Literatur“ hergestellt, als auf Otto Brahm's Deutschem Theater zum erstenmal Tolstois „Macht der Finsternis“ zum lang nachwirkenden Erlebnis wurde. Im „Berliner Tageblatt“ hieß es über diese Aufführung: „Zwei Meisterleistungen sind zu verzeichnen: der Nikita des Herrn Bassermann und der Akim des Herrn Reinhardt.“ Noch war Max Reinhardt nicht der große Regisseur; er war erst ein Charakterspieler auf der nämlichen Szene, die freilich bald darauf vom Ruhm des epochalen Inszenators ihren Glanz bezog.

METAMORPHOSE

Blonde Soldaten aus Wind
Und Träumen der Stunde Null,
Lang füsilirt schon: sie sind
Leicht wie ein Vers des Catull

Versetzt in die Scherbe Blau,
In Himmel, und ruhen aus
Bei einem Bade von Tau
Im heiteren Niemandshaus.

Die Karabiner im Arm,
Wie Bilder aus altem Email
Und Luft, die geduldig und warm
Durchrieselt das grüne Detail:

Zerbroch'ne Gebüsche, Geruch
Von Leder und Koppellack —
Aus fließendem Schweigen ein Tuch . . .
Entfernter Dudelsack.

Beklagt sie, die ohne Bart
Und Orden wie Schatten tun,
Wie Geisterscher, und zart
Auf ihren Gewehren ruhn.

Karl Krolow

Arthur Rimbaud

Die lebenden Throninhaber des Geistes schmeicheln sich, ihn Vetter, wenn nicht sogar Bruder zu nennen, jenen seltsamen Franzosen Jean-Arthur Rimbaud, der am 29. Oktober 1854 geboren wurde und mit acht Jahren schrieb: „Was geht's mich an, daß Alexander berühmt war?“ Er war ein apokalyptisches Wunderkind, das mit fünfzehn Jahren das gesamte Handwerkszeug der Dichter beherrschte, seinen ersten Gedichtband „Das trunkene Boot“ und mit neunzehn Jahren sein letztes Werk „Une saison en enfer“ schrieb, um sich dann von den Musen abzuwenden, nach Afrika zu fliehen, Abenteurer, Geschäftsmann, Zirkusarbeiter, Bauunternehmer in Cypern, Ladenbesitzer in Harrar, Karawanenführer in Abessinien und zeitweise Waffenlieferant des Negus Menelik zu werden. Schwer erkrankt in seine Heimat zurückgekehrt, starb er am 10. November 1891 im „Hospital Mariä Empfängnis“ in Marseille.

Für die geistige Entwicklung Europas zählen nur die vier Dichterjahre, jene Jahre des Frührefen, der sich dem Alkohol, dem Haschisch und sonstigen Rauschmitteln ergab, um sein Ich freizuspielen, so wie Goethe glaubte, der Mensch müsse von Zeit zu Zeit ruiniert werden, damit er sich erneuere. Ihm war es um die Befreiung von jener Tradition zu tun, die nur noch Schlendrian war, von jeder Norm, die es in dem festgefahrenen Alltagsleben gab. Rimbaud war der geborene Anti-Spießer, der geborene Non-Konformist.

Viel zu sehr wird sein skandalöses Leben betrachtet und seine gefährliche Freundschaft mit Verlaine, der Rimbaud verfallen war. Verlaine liebte seine „Sommernachtsaugen“ oder „Vergißmeinnichtaugen“, doch neben der athletischen Gestalt bewunderte er auch die „bittere Falte: Mystik und Sinnlichkeit, und was für welche“. Mag Rimbaud brutal zu Verlaine gewesen sein und sein quälender Dämon, so entfachte er doch sein bestes Feuer und bekannte später: „Ich war tatsächlich in aller Aufrichtigkeit des Geistes die Verpflichtung eingegangen, ihn seinem Urzustand als Sohn der Sonne wiederzugeben.“

Rimbaud ist zweimal gestorben, einmal den Dichtertod, als er sich mit 19 Jahren das Schweigen gebot, weil er das Paradies und die Unmöglichkeit, es zu erreichen, ahnte, und zum zweitenmal mit 37 Jahren in Marseille. In seinen wenigen Dichterjahren hatte er soviel erlebt, durchlebt, durchdacht und erfüllt, daß er unter der Sklaverei, dem Geist und der Wahrheit verpflichtet zu sein, so zu leiden begann, daß er alles aufgeben, Europa hinter sich lassen und feststellen mußte: „Meine Aufgabe ist erfüllt . . . Ich konnte sagen, daß die Kunst töricht ist . . . Die Palmen der Märtyrer, die Strahlen der Kunst überließ ich dem Teufel . . .“ Es war ein Abschwören der Dichtergabe und des Genies, eine Flucht aus der Zivilisation und vor dem Intellekt, ganz wie man will. Später dachte er an seine Dichterperiode nur ungern zurück und nannte sie „absurd, lächer-

lich, abstoßend!“ Rimbaud schwankte zwischen dem Grauen vor dem Leben und der Ekstase über das Leben, er litt an der Diskrepanz der Welt in sich und der Welt um sich.

In seiner Prosa liebte er die Genugtuung zu mißfallen. Intelligenz und Vernunft allein genügen nicht, um Rimbaud zu erfüllen, wenngleich in seinem Werk eine innere Logik enthalten ist. Aber es geht Rimbaud um die reine Kunst, um Gedichte wie Musik, von denen Paul Valéry fordert, man dürfe nichts darin finden, was sich in Prosa ausdrücken ließe.

Rimbaud war davon überzeugt, daß seit Racine die französische Lyrik stagnierte. Er wollte den Worten wieder einen neuen Klang geben. Vielleicht wußte er, daß Goethe das Tor zu freieren Rhythmen geöffnet hatte, und mit großen Schritten ging er hindurch und viel weiter. Wenn man sieht, wie er sich darum bemüht, die Worte neu spürbar und neu hörbar zu machen, mag man an die Sehnsucht der deutschen Romantiker nach der Ursprache denken. Manchmal wollte Rimbaud den Traum bloßlegen, um die tiefere Wirklichkeit zu erfassen. Ist er nun Surrealist oder Symbolist? Das ist gottlob bis heute noch nicht geklärt. Aber der Mystiker in ihm wird immer deutlicher, und es ist nicht zuviel gesagt, wenn man diesen „Poète maudit“ in bezug zu Novalis setzt und als Vorläufer von Franz Kafka und James Joyce bezeichnet.

Gleich Visionen lassen einen die „Illuminations“ und die „Saison en enfer“ erschauern, gleich einer Begegnung mit dem Ur-Sein, also mit Gott. Die Autobiographie Jean-Jacques Rousseau's ist romantische Literatur, gemessen an der schonungslosen Beichte Rimbauds in seiner „Saison en enfer“. So ist sein extravagantes Leben zu verstehen und seine Feststellung, „der Dichter wird zum Seher, durch eine lange, ungeheure und überlegte Verwirrung aller Sinne“. Rimbauds selbstgestellte Aufgabe hieß, „neue Blumen, neue Sterne, neues Fleisch und neue Sprachen“ zu schöpfen. Und wenn Baudelaire die Leidenschaft haßte, der Geist ihm Übelkeit verursachte, so war Rimbaud immer von der Sehnsucht nach übernatürlichen Kräften erfüllt. „Ich gewöhnte mich an die einfache Halluzination: ich sah ganz frei eine Moschee an der Stelle einer Fabrik, eine von Engeln eingerichtete Trommlerschule . . . einen Salon auf einem Seegrund . . . Ich erklärte meine magischen Sophismen mit der Halluzination der Worte! Schließlich erschien mir das Durcheinander meines Geistes geheiligt . . . Ich wurde zu einer Märchen-Oper, keine der närrischen Sophismen — jener Narretei, die man in sich trägt — wurde von mir vergessen: ich könnte sie alle wiederholen, ich besitze das System . . .“

Manche sagen, das letzte Werk Rimbauds „Une saison en enfer“ sei zusammenhanglos. Dabei ist es dramatisch voller Handlung und Entwicklung, mit dem Ziel, in der Welt einen Seelenraum zu finden, wo der Zustand der Unschuld wiedergeboren wird. Es ist schließlich das Ziel, das Paradies zu ergründen. Und so finden wir bei dem genialen Blasphemiker auch Sätze wie folgende: „Im tiefsten Herzen traf mich der Akt der Gnade . . . Von Gott habe ich die Kraft und lobe ihn . . . Bin kein Gefangener meiner Vernunft . . . Ich sagte: Gott . . . Ich sah, wie das tröstende Kreuz sich emporrichtete . . .“

Die Bürger sehen in Rimbaud den Zerstörer der Poesie, zumindest der klassischen Verskunst und sogar der abendländischen Logik. Warum? Weil sie sich aus ihren Plüschecken und ihrer Gedankenfaulheit aufgescheucht fühlen. Rimbaud reißt das Tor weit auf und läßt frische Luft hinein, sowohl für die Form und das Wort wie für menschliche und soziale Forderungen. Es erscheinen neue Horizonte und eine erhöhte Freude am Leben, die er, der Schöpfer dieser neuen geistigen Situation mit Schmerzen und Tod bezahlt. Gewiß: Manche Spießier müssen ihren Atem aufgeben, damit die Verse und Gedanken Rimbauds leben können. Aber welche Kräfte werden täglich im Leben vernichtet, um dem echten Fortschritt den Weg zu ebnen? Der greise Dichter Frankreichs, Paul Claudel, bekennt von Rimbaud: „Ich kann sagen, daß ich ihm alles schulde, was ich geistig und sittlich bin, und es gibt, glaube ich, wenige Beispiele einer so engen Vermählung zweier Geister.“ Auch der Mandarin der modernen französischen Lyrik der letzten hundert Jahre, Stephan Mallarmé, meint, daß kein Lyriker — Verlaine vielleicht ausgenommen — eine so starke Nachwirkung ausgeübt habe wie Rimbaud.

Natürlich ist Arthur Rimbaud der Schrecken aller Philologen: er ist in kein System einzuordnen und nicht zu etikettieren, was aber noch schlimmer ist, er war ein Musterschüler und litt niemals an einer Geisteskrankheit. So sind seine Exzesse des Geistes und des Lebens für die Schulweisheit nicht zu „erklären“. Ein nichtswürdiger Vorgang! Rimbaud starb ganz einfach, wenn man so sagen darf, an Krebs. In Harrar traf ihn die Krankheit, 300 km weit wurde er in einer Eingeborensänfte nach Aden getragen, zu Schiff nach Marseille gebracht, wo ihm sofort ein Bein amputiert werden mußte. Bald darauf jedoch starb er verlassen, in Schmerzen, voller Verzweiflung und doch mit seiner Aufgabe und vor allem mit Gott versöhnt.

Heute wissen wir, daß es in Europa selten einen Dichter mit einer solchen geistigen Kettenreaktion gegeben hat. Darum ist er im sog. „Kleinen Larousse“ auch nur mit zwei Zeilen erwähnt, während Victor Hugo dort 35 Zeilen mit Bild gewidmet sind. Glücklicher Rimbaud! Denn was wären die Guillaume Apollinaire, Paul Verlaine, Jean Cocteau und viele andere und was wären selbst Dichter wie Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilke ohne Arthur Rimbaud?

Wo gäbe es aber auch ein Leben, das so faszinierend ist, daß sich zwischen 14 und 19 Jahren ein Werk erfüllt, das seinesgleichen sucht? Ein Leben, das geistig so früh beendet ist und das der Träger hinter sich läßt, weil ihm das Menschliche in Frage gestellt erscheint? Während Mallarmé in der Phantasie die Weite der Meere überquerte und auf der Landkarte fremden Ländern nachspürte, brach Arthur Rimbaud in Wirklichkeit auf, fort aus Europa in die orientalisch-romantische und doch bitterernste Ferne. Aber alles, was er geben konnte, ließ er in Europa zurück, und es gilt zu beweisen, ob wir uns dieses unermesslichen Geschenks, das Rimbaud mit dem höchsten Preis bezahlte, würdig erweisen. Der Dichter gehört zu jenen, auf die das Goethe-Wort gemünzt ist: „Alles geben die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz: alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.“

Antonio Machado, der Knder kastilischer Erde

Meine Kindheit, Erinnerung eines Patios von Sevilla
und ein heller Garten, wo Zitronen reifen.

Meine Jugend, zwanzig Jahre in Kastiliens Erde.

Mein Leben, etliche Begebenheiten, deren ich nicht denken will.

Einfacher hat selten ein Dichter sein Leben umrissen, als es Antonio Machado in den Versen von „Retrato“, seiner Autobiographie, tat. All zu sehr ist dieser große Sänger Spaniens vom funkelnden Glanz eines Garcia Lorca verdunkelt worden, und dabei sind seine Verse viel männlicher und herber. Aus ihnen strömt die Seele kastilischen Wesens. 1875 in Sevilla geboren, verbrachte er den groten Teil seines Lebens in Kastilien. In Paris, wohin er in der Jugend kam, schloß er Freundschaft mit Jean Moras, Oscar Wilde und dem Erneuerer spanischer Dichtung, Ruben Dario. Doch hatte diese Berührung mit den Modernisten auf ihn keinen Einfluß. Er blieb stets mehr den Sängern vor Ruben Dario verwandt. „Ich nahm mir vor, einen anderen Weg (als die Modernisten) zu verfolgen. Ich glaubte, das dichterische Element sei nicht das reine Wortspiel . . ., sondern die tiefe Erschütterung der Seele.“ Stilistischen Virtuositten stellte er die menschliche Würde gegenüber. Herbmnnlich lehnt er den Ästhetizismus der Modernisten ab. Er erscheint ihm weichlich und weiblich. Das Leben empfindet er als seelische Tragödie.

Erbteil der „Generation von 98“ ist die tiefe Melancholie, die über seinem Werk liegt, ein Nachhall des Verfalls Spaniens, gegen den die junge Generation um die Jahrhundertwende rebellierte. Sein erstes Werk „Soledades“ erinnert noch an das „mal de siècle“, die Traurigkeit eines Chateaubriand und Lamartine, und doch steigt in einzelnen Gedichten schon die Ruhe und heilende Kraft der Natur auf. Das ist nicht mehr Byron oder Musset, sondern gleicht viel eher der kräftigen Stimme eines Alfred de Vigny. Die Mehrzahl der Gedichte sind Betrachtungen, Beichte vor sich selbst, wobei man den Einfluß Kants und Schopenhauers spürt, die von dieser Generation von 98 vor allem gelesen wurden.

Seine Lyrik ist Musik. Ihm kommt es nie in den Sinn, metrische Versuche anzustellen, wie Ruben Dario und die Modernisten es tun. Sein Ohr weiß alle Tönungen aufzufangen, so daß seine Verse nie harte Linien zeigen. In den Gedichten von „Soledades“ klingt noch ein Symbolismus an, wie ihn Becquer pflegte, der große, in Deutschland leider vergessene Romantiker Spaniens, auch ein Kind Sevillas, das in Kastilien lebte und schuf. „Elogios“ und „Campos de Castilla“ offenbaren die Reife Machados. Jahrelang war er als Lehrer des Französischen in Soria und mit kurzer Unterbrechung, die er wieder in Baeza (Andalusien) verbrachte, in Sego-

via. Der Tod der geliebten Frau versenkt ihn in tiefen Schmerz, der wieder und wieder in ihm antönt. Der weiche Romantizismus des 19. Jahrhunderts ist verschwunden. Die herbe Schönheit kastilischer Hochebene ersteht in seinen Liedern. Spanien zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird lebendig. Der Dichter träumt nicht mehr. In ihm erstehen Visionen, er wird zum Propheten. Philosophische, symbolische und autobiographische Themen tauchen auf. Die erhabene Vision Kastiliens, Spaniens steigt in dem Dichter empor.

Kastilien, arme, und gestern Herrscherin,
gehüllt in seine Lumpen, verachtet, was es nicht kennt.
Wartet, schläft oder träumt es?

Das ist in kurzen Worten der Verfall eines Volkes und seine Ursache. Dieser Stolz, der „verachtet, was er nicht kennt.“ Der Dichter sinnt dem Problem nach. Ja, Spanien muß sich von den alten Schlacken befreien, und die Frage ist nur: Geburt oder Wiedergeburt. Geist und Arbeit werden die Wandlung herbeiführen, das neue Spanien zu zimmern. An sich arbeiten, das ist das ständige Thema, das bei Machado wieder und wieder erscheint. Wundervoll die Verse, die er dem großen Volkserzieher Francisco Giner de los Rios widmet. Wie in Brownings „Grammarian's Funeral“ ersteht das Gemälde der Bestattung der großen Toten vor uns. Taten fordert Machado im Angesicht des großen Meisters, keine Worte. Ideen, keine Sentimentalitäten. Das neue Spanien Machados wird die Tradition der Reconquista, der Entdeckungen und eines Imperiums, in dem die Sonne nicht unterging, in sich tragen.

Vom Ende des Ersten Weltkrieges bis zu seinem Tode, den er, der mit seinen Freunden nach verlorenem Bürgerkrieg ins Exil nach Frankreich zog, 1939 in Colliure in Südfrankreich fand, schuf er noch viele feinempfundene Dichtungen.

In den „Neuen Liedern“ (1917—30) haben wir Nachdichtungen alter Volkslieder. In den „Canciones de tierras altas“ und den „Canciones del alto Duero“ lebt seine Lust zu malerischer Beschreibung auf. Seine andalusische Herkunft tritt öfters zutage. Populäre Volkslieder leichter, flüssiger Form, wie sie auch in Garcia Lorcas „Cancionaro“ oder in Albertis „La amante“ erstehen, lassen Machado oft als Bruder Azorins mit seinem Interesse für das Alltägliche, das Unbedeutende erscheinen, wie etwa in den „Fliegen“. Wie volksliedhaft auch etwa:

Über den Oliven
sah man die Eule
fliegen und fliegen.

Feld, Feld, Feld,
zwischen den Oliven
weiße Meiereien.

Über die Oliven
sah man die Eule
fliegen, fliegen.

Unvergessen wird auch jener Vierzeiler bleiben, mit dem seine Kritik über Azorins Buch „Desde mi rincón“ abschließt, ein Hoheslied des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe:

Ich glaube an die Freiheit und die Hoffnung,
und an einen Glauben, der ersteht,
wenn man Gott sucht und nicht findet,
und an Gott, den man in sich trägt und täglich findet.

Einsam steht Machado in seiner Zeit. Keine Schule hat sich um ihn gebildet, keiner kann sich sein Schüler nennen, und doch wird Machado neben Juan Ramon Jimenez der Dichter Spaniens unserer Epoche bleiben.

In seiner Poesie haben wir die Synthese des Geistes der Generation von 98. Machado besteht auf der Realität der Dichtung, und er gibt offen zu, daß er in Widerspruch mit den Dichtern seiner Epoche ist. Auch als Mensch ist Machado eine ganze Persönlichkeit. Mit dem Adel seines Wesens gleicht er einem Alfred de Vigny, einem Walt Whitman oder einem Espronceda. So konnte er dem letzten Tag seines Lebens ganz gestrost entgegensehen, denn es war so, wie er sein Leben in seiner Autobiographie umreißt:

Und wenn der Tag der letzten Reise naht,
und die Barke, die nie wiederkehrt, zur Abfahrt rüstet,
werd' ich an Deck sein ohn' jedes Gepäck,
so nackt wie die Kinder des Meeres.

Was den Einfluß des Todes eines nahestehenden Menschen auf diejenigen betrifft, die er zurückläßt, so scheint mir schon seit lange, als dürfte das kein anderer sein als der einer höheren Verantwortung; überläßt der Hingehende nicht sein hundertfach Begonnenes denen, die ihn überdauern, als Fortzusetzendes, wenn sie einigermaßen ihm innerlich verbunden waren?

Rainer Maria Rilke

Diese Zeilen finden sich in der Anthologie „Lasset die Klage. Ein Trostbuch“, die Otto Heuschele im Donau-Verlag, Wien-München, herausgegeben hat (223 S. DM 10,50). In diesem Bande sind Zeugnisse der Überwindung des Leides und des Leidens aus drei Jahrtausenden gesammelt — von Homer über Platon und Augustinus bis in die jüngste Gegenwart. Wenngleich sich manches findet, das auch in einer umfassenderen Anthologie seinen Platz hätte, so bilden die hier mit Liebe und Einfühlungsvermögen zusammengetragenen Kostbarkeiten doch einen Schatz, der manchem ein treuer Begleiter in schweren Tagen sein kann. Ein schönes und überzeugendes Vorwort Heuscheles vervollständigt den Band.

Marco Polo Die großartige, von vielen Museen und Privatsammlungen beschickte Ausstellung im Dogenpalast Venedigs hat ihren guten Grund: sie feiert die 700. Wiederkehr des Geburtstags einer Weltberühmtheit, des Venezianers Marco Polo, des ersten Abendländers, der aus eigener Anschauung schriftliche Kunde von dem Riesenreich des fernsten Ostens gab. Das Städtische Verkehrsamt Venedigs hat eine kurzgefaßte, ebenso reizvolle wie aufschlußreiche Veröffentlichung — auch in deutscher Sprache — herausgebracht, die den Besuchern der China-Ausstellung kostenlos überreicht wird. Geschrieben von einem Kenner der Materie, Giotto Dainelli, und begleitet von 14, teilweise farbigen Abbildungen, bietet sie viel des Wissenswerten über Marco Polo, der Mit- und Nachwelt mit dem „Buch der Wunder“ beschenkt hat.

Ein Mißgeschick erweist sich mitunter nachträglich als eine glückbringende Sendung des Schicksals. Dies trifft auch für eine Begebenheit im Leben Marco Polos zu: Wenige Jahre nach der Rückkehr von seinem 25 Jahre währenden Aufenthalt in Asien geriet er bei einem Zusammenstoß venezianischer und genuesischer Galeeren vor Lajazzo, Dalmatien, in die Gefangenschaft Genuas. Zwar wurde er seinem Rang gemäß in ehrenhafter, ihn nur der Freiheit beraubender Haft gehalten. Aber das eintönige passive Dasein war gerade für einen so ganz mit Energie geladenen Menschen seines Schlages kaum erträglich. Der Zufall wollte, daß er die Gefangenschaft mit einem schlichten Mann der Feder, dem Pisaner Rustichello, teilte. Daher verfiel er auf den fruchtbaren Gedanken, die Erinnerungen an seine Asienreise zu verfassen und zu diktieren, und so danken wir dem für Marco Polo unheilvollen Seegefecht bei Lajazzo sein nach dem Familienübernamen der Polo auch „Il Milione“ genanntes „Buch der Wunder“, das zu den wichtigsten Dokumenten der Weltliteratur zählt. Verbreitet zuerst in Handschriften des Originals, wurde es nach Erfindung des Buchdrucks in alle Sprachen übersetzt. Die erste gedruckte Ausgabe entstand 1477 in Nürnberg. Als Holzschnitt ist ihr auch ein (Phantasie-) Porträt Marco Polos beigegeben, umrahmt von der Inschrift: „Das ist der edel Ritter. Marcho polo von Venedig der grost Landtfarer. der uns beschreibet die großen wunder der welt die er selbr gesehehn hat. Von dem auffgang pis zu dem nydergang der sunne. der gleychen vor nicht meer gehort sey.“ Keine zweite Veröffentlichung hat so anspornend zu Fahrten in weiteste Ferne gewirkt. Auch Kolumbus, der einen neuen Seeweg nach Indien entdecken wollte und Amerika fand, hat das Buch der Wunder studiert. Dies beweist ein spanisches Exemplar mit Randbemerkungen von seiner Hand.

Wie kam nun Marco Polo zu seiner Reise durch ganz Asien und zu seinem 17jährigen Aufenthalt am Hof des mongolischen Großkhans Kublai in Peking-Kambilig? Er entstammte einer alten Patrizierfamilie, und wie fast alle Nobili Venedigs waren auch sein Vater Nicolo und dessen Brüder Großkaufleute, die Handelsniederlassungen und Warenlager an der Küste Kleinasiens wie am Schwarzen Meer besaßen. Die herrlichen Seidenstoffe, die Edelsteine und Spezereien aus einem sagenhaften Wunderland im fernsten Osten, von dessen Existenz auch Missionare erzählten, reizten Nicolo Polo und seinen Bruder Matteo zu einer Entdeckungsreise, um vorteilhafte Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Vom Schwarzen Meer aus drangen sie weiter und weiter nach Osten vor und gelangten endlich, vermutlich geführt von

Missionaren, zu Kublai-Khan, dem Herrscher über ein Weltreich, der seinerseits nicht müde wurde, sie über das außerhalb seines Machtbereichs gelegene Europa auszufragen. Nach zehn Jahren erst trafen Nicolo und Matteo Polo wieder in Venedig ein, beladen mit Schätzen. Sie brachten auch ein Schreiben des Großkhans an den Papst mit, dessen Überreichung eine schöne Miniatur in einem französischen Manuskript des „Livre des Merveilles“ schildert.

Kublai hatte den beiden Polo bei ihrer Abreise das Versprechen ihrer Rückkehr an seinen Hof abgenommen. So rüsteten sie sich nach ein paar Jahren zu einer zweiten Asienfahrt und nahmen den 1254 geborenen, nun 20jährigen Marco mit. Die Reise ging diesmal über Anatolien, Armenien, Persien, Hindukusch, die Wüste Gobi, Nordchina an den Hof Kublais, der die drei Venezianer als willkommene, geehrte Gäste aufnahm. Marco vor allem genoß die Gunst des Kaisers, der ihn schon bald seinen höchsten Würdenträgern einreichte, ihn mit Regierungsgeschäften in ganz China betraute, als Gesandten mit stattlichem Gefolge bis an die Grenze Tibets, nach Burma und nach Hinterindien schickte. Im Laufe der Jahre lernte Marco Polo nahezu das ganze Festland im Fernen Osten kennen, jede Erscheinung mit aufgeschlossenem Geist und wachsamstem Auge verfolgend, gleichermaßen interessiert an den geographischen Strukturen jedes Gebiets, seinen Gebirgen, Flüssen, Seen, Ebenen und Wüsten, ihrer Tier- und Pflanzenwelt, wie an den Eigenheiten der einzelnen Völker. An Aussehen, Charakteranlagen und Bildungsgrad ihrer Menschen, dem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufbau, dem Familien- und Alltagsleben, den religiösen Vorstellungen und kultischen Bräuchen, der Kultur und der Kunst. Alle diese Beobachtungen aus sämtlichen durchreisten Ländern kehren im „Buch der Wunder“ wieder.

Den größten Raum nimmt selbstverständlich China ein. Marco Polos Schilderung einer Stadtanlage, eines Hafens, eines Palastes ist so klar und anschaulich, daß sie leibhaft vor uns stehen. Mit tiefster Verehrung spricht Marco Polo von Kublai, der zweifellos eine große Herrscherpersönlichkeit war, ein Kriegsherr, aber auch ein Friedensfürst, ein genialer Organisator, weitblickend und von umfassender Bildung. Von der religiösen Toleranz des Großkhans zeugt sein Ausspruch: „Es gibt vier Propheten, die von den vier verschiedenen Völkern der Erde verehrt und angebetet werden. Die Christen betrachten Christus als ihren Gott, die Araber Mohamed, die Juden Moses, und bei den Heiden ist Buddha der höchste der Götter. Ich achte und verehere alle vier und bitte den, welcher in Wahrheit der Höchste unter ihnen ist, um seine Hilfe.“

Nach 17jährigem Aufenthalt am Hof des Großkhans begehrten die drei Venezianer nach ihrer Heimat zurück und wurden ungern, doch in Gnaden und mit reichsten Gaben entlassen. Sie bildeten auch das Ehrengelage einer Prinzessin aus dem Hause Kublais, um die der Schah von Persien für seinen Sohn geworben hatte. Die fast zwei Jahre währende Seereise vergönnte Marco Polo, auch die Inseln Java, Sumatra und Ceylon aus eigener Anschauung kennenzulernen, und endete erst am Persischen Golf. Auch über sie berichtet der „Milione“, wie über alles, worüber Marcos Wissensdurst sich nur von Kennern unterrichten lassen konnte: Sibirien, Japan, dem er den chinesischen Namen „Zipangu“ gab, Indien, Arabien und selbst Ostafrika. Als 45jähriger erst sah Marco Polo die Lagunenstadt wieder, heiratete die Patrizierin Donata, die ihm drei Töchter schenkte, und beschloß 1324 sein überreiches Leben in Venedig.

Die Zeitgenossen haben Marco Polo wohl angestaunt und bewundert, doch als einen Märchenerzähler betrachtet. Sie haben ihn sehr verkannt. Er war ein Forscher von unbestechlicher Wahrheitsliebe, eine der ungewöhnlichsten Persönlichkeiten der Menschheitsgeschichte. Alle Eigenschaften, die ein Erforscher fremder Länder und Erdteile haben muß, waren ihm eigen: nie versagende körperliche und geistige Widerstandskraft, durch nichts zu erschütternder Mut, tiefste Einfühlungsgabe in jedes fremde Sein und Denken, unersättlicher Erkenntnisdrang und ein Gedächtnis, das jeden Eindruck für immer bewahrte. Nicht umsonst hat ein Berufener, Alexander von Humboldt, den Venezianer Marco Polo den „größten Landreisenden aller Völker und aller Zeiten“ genannt.

Löcher in der Geschichte

Man wird den Paläontologen nicht den Respekt versagen können für die Bemühungen, die Grenzen unseres historischen Wissens unaufhaltsam weiter in die Nebelfernen der Vorzeit zu schieben. In den letzten hundert Jahren haben sie, unterstützt von allen Wissenschaften, Zeiträume erreicht, die uns nur noch mathematisch faßbar erscheinen. Schon liest man aus den archäologischen Funden die geistige und religiöse Beschaffenheit des Lebens vor Hunderttausenden von Jahren ab; und welch bescheidene Fragmente müssen für den Spürsinn der Forscher herhalten! Erst mit dem Einsetzen der Schriftzeichen fließen die Quellen reichlicher. Heute wird der geringste Fetzen Gedrucktes für die Geschichtsschreibung konserviert. Das größte Archiv der Welt, das Archivio centrale in Venedig, das in 300 Sälen mehr als 14 Millionen Dekrete, Urteile, Briefe, politische Geheimberichte aus tausend Jahren allein der venezianischen Geschichte enthält, gibt eine Vorstellung, mit welchen ungeheuren Mitteln die Historie arbeiten kann (es ist bis jetzt nicht ausgeschöpft).

So gründlich aber heute gesammelt und durch Vervielfältigung an mehreren Orten, d. h. nach menschlichem Ermessen unzerstörbar bewahrt wird — dieses historische Material hat Löcher bekommen, und es bekommt täglich neue, sie werden bewußt in das Gesamtgewebe gerissen. Schon frühere Zeiten haben die Kunst beherrscht, historische Handlungen und Entschlüsse dokumentarisch zu fälschen, wenigstens für die Öffentlichkeit; immerhin besaßen die Geheimarchive Belege genug für den wirklichen Sachverhalt. Zum System wurde das Fälschen, und zwar ein radikales, unter den Diktaturen des 20. Jahrhunderts. Es wurden nicht nur Quellen getrübt, verstopft oder ganz zum Austrocknen gebracht. Eine gleichgeschaltete Presse besaß keine Möglichkeit, die Ereignisse von Tag und Stunde objektiv zuverlässig festzuhalten. In Deutschland war der Spuk des Dritten Reiches glücklicherweise nach 12 Jahren zu Ende, Gedächtnis und Gewissen waren noch wach, um Verschüttetes zu bergen. Zwanzig Jahre nach dem sogenannten Röhm-Putsch stellte eine große schweizer Zeitung fest: „Die historische Erforschung der nationalsozialistischen Zeit . . . stößt auf ganz besondere Schwierigkeiten, hat doch die NS-Führung alles getan, um Spuren möglichst vollständig zu verwischen und Dokumente ebenso gründlich zu vernichten. Nachträgliche Befragungen vermochten einige Lücken zu schließen. Dunkle Stellen werden wohl nie aufzuhellen sein.“

Schwieriger liegen die Dinge in Sowjetrußland. Hier arbeitet die bewußte Geschichtsfälschung seit 37 Jahren mit geradezu wissenschaftlicher Akribie. Nicht nur wird die Fixierung aktueller Vorkommnisse gelenkt und unterdrückt bis hinunter zu den geringfügigsten Vorkommnissen des Alltags, wodurch das Situationsbild verwirrend wird wie eine abstrakte Malerei; man

biegt auch feststehende historische Tatsachen früherer Epochen gewaltsam um, korrigiert sie aus dem Gedächtnis weg, Originalzeugnisse werden aus den Archiven entfernt und durch nachträglich angefertigte, dem Gebrauch des Augenblicks nützliche ersetzt — morgen und übermorgen ein zweites, ein drittes Mal. Es fragt sich, ob die Geistes- und Seelenspionage der Sowjets es einzelnen Zeitgenossen überhaupt ermöglicht, die bezeichnenden Tageswahrnehmungen für künftige Schlüsse festzuhalten. Und jedes Satellitenland folgt diesem Rezept, so daß heute bereits 800 Millionen Menschen um ihre Geschichte betrogen werden, zu einem Zeitpunkt, an dem diese Geschichte an einem Kreuzweg steht. Hier werden also spätere Historiker sich derselben Methoden bedienen müssen, die heute von den Paläontologen für die Eiszeit angewandt werden: aus Minimalfragmenten und durch ein synthetisches Testverfahren aller Wissenschaften zu Wahrheitsschlüssen vorzustoßen. Ist es eine fünfte Eiszeit, in die wir eingetreten sind?

Die neue Kathedrale von Coventry

Es ist keine leichte Aufgabe, heute — in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts — eine neue Kathedrale zu bauen, die zugleich ein Ausdruck unserer Zeit und ein Schrein der Andacht und inneren Sammlung sein soll. Dies ist jedoch die Aufgabe, welche die Kirchenältesten der mittelenglischen Stadt Coventry in der Grafschaft Warwick jetzt zu lösen versuchen. Zu Ostern waren es 13 Jahre her, daß die alte, im englischen spätgotischen Stil erbaute Kathedrale von Coventry, deren älteste Teile aus dem 12. Jahrhundert stammten, einem Luftangriff zum Opfer fiel. Bis auf den freistehenden, 90 Meter hohen Turm wurde damals das ganze Gotteshaus, mit seinem prachtvollen Fensterwerk, dem reichen Holzdach und dem gitterartigen Stabwerk, das ganze Flächen wie mit einem Netz umspannt, zerstört. Gegen Kriegsende wurde beschlossen, die Kathedrale nicht nur als Wahrzeichen der anglikanischen Kirche wieder zu errichten, sondern den Neubau gleichzeitig zum Zentrum des kirchlichen Lebens der Grafschaft Warwick zu machen, zu einem Wahrzeichen des harmonischen Zusammenwirkens der verschiedenen kirchlichen Richtungen. Und als Symbol dieser religiösen Brüderlichkeit sollte der neue Kathedralenbau eine Kapelle erhalten, die nicht nur der anglikanischen, sondern auch den sogenannten freien Kirchen offen stand, den Baptisten und Methodisten, den Kongregationalisten und Presbyterianern — dieser Gemeinschaft, die vor allem in Schottland stark vertreten ist.

Eine Summe von ungefähr 10 Millionen DM wurde von den Freunden der Coventry-Kathedrale in England und im Ausland aufgebracht, um einen würdigen Bau zu ermöglichen. Und im Jahre 1951 wurde ein Preisausschreiben für den besten Bauplan ausgeschrieben. Zweifellos gibt es für den modernen zeitgenössischen Architekten kein schwierigeres Problem, als eine Kirche zu bauen. Die großartigen Kathedralen des Mittelalters waren ein Ausdruck des religiösen Zeitgefühls jener Epochen, in denen sich sowohl das Niveau der Bautechnik wie die innere Beziehung des Künstlers, des Bildhauers und des Handwerkers zu seiner Arbeit ausdrückten.

Es ist offensichtlich wünschenswert, daß auch eine heute erbaute Kathedrale ein Ausdruck ihrer Zeit sei — modern in ihren Formen und andachtsvoll in ihrer Wirkung. Eine Nachäffung vergangener Stilarten wäre nicht nur inkongruent und sinnlos, sondern wahrscheinlich auch undurchführbar. Denn letztlich fehlt uns heute die technische Sicherheit der Fertigkeit, wie sie z. B. in der Glanzzeit des gotischen Kathedralenbaus in den Handwerksbräuchen der „Bauhütten“ gepflegt wurde, die den komplizierten

Steinschnitt und die exakte Detailarbeit des gotischen Steinbaus zu einer solchen Vervollkommnung brachten. Aber andererseits ist es auch nicht leicht, die gewünschte Atmosphäre kirchlicher Andacht zu erreichen, ohne sich der alten Formen und Dekorationen zu bedienen, die im Bewußtsein der religiösen Gemeinden so innig mit dem Innern einer Kirche verbunden sind.

Der Bischof von Coventry, der dem Ausschuß für die Beurteilung der Baupläne vorstand, war bereit, der modernen Architektur beim Bau dieser Kathedrale eine einzigartige Chance zu bieten. Aber besitzt die moderne Architektur auch wirklich ein Vokabularium, in dem so delikate emotionelle Werte ausgedrückt werden können? Kann in der Zerrissenheit unserer Zeit, die zum Unterschied von der mittelalterlichen so wenig auf einem vereinigenden Glauben an Gott fundiert ist — kann in dieser Zeit von Zweifel und sich überschlagendem technischem Fortschritt überhaupt das Problem eines Kathedralenbaus zufriedenstellend gelöst werden? 219 Architekten bewarben sich um den Preis von ungefähr 25 000 DM. Der Architekt, dessen Projekt angenommen wurde, ein Schotte aus Edingburgh namens Basil Spence, ist ein Neuling in ekklesiastischer Architektur. Noch vor hundert Jahren hätte ein Architekt in seiner Position wahrscheinlich in seinem Erfahrungsschatz den Bau von ein bis zwei Dutzend Pfarrkirchen aufweisen können. Der preisgekrönte Architekt für den Bau der neuen Coventry-Kathedrale hat bisher noch keinen einzigen Kirchenbau, wohl aber die verschiedensten Projekte durchgeführt, wie z. B. den Block für Atom-Energie-Forschung an der Universität Glasgow, eine Gruppe von Fischerhäusern in einem ost-schottischen Hafen, die Renovierung des alten Königlichen Theaters in Edinburgh und eine aus Stahl und Glas errichtete Ausstellungshalle auf der Londoner Jubiläums-Ausstellung im Jahre 1951.

Es ist nicht leicht, mit bloßen Worten einen Eindruck von dem Plan zu vermitteln, nach dem die neue Kathedrale gebaut werden soll. Eine der interessantesten Züge des Projekts ist die harmonische Verschmelzung der Ruinen der alten Kathedrale mit dem Neubau. Der alte Turm und die zerstörten Mauern bleiben als ein Denkmal erhalten, von sanften, teppichartigen Rasenflächen durchbrochen und umgeben, mit denen man in England so vortrefflich die schroffe Nacktheit von Ruinen zu mildern versteht. Einfache Laubenbögen führen dann zum Westportal des Neubaus. Und hier wird den Besucher die erste große Überraschung erwarten. Denn an Stelle der traditionellen Westfassade, die in vielen großen Kirchenbauten Europas mit einem Wald von Statuen — Könige und Heilige darstellend — aufgebrochen und angefüllt wurde, wird es hier nur eine große Glaswand geben. Sie wird aus 65 ungefähr zweiundeinhalb Meter hohen Glasplatten gebildet werden, auf denen im zarten, matten Glasschliff die transparenten Skulpturen des Bildhauers Hutton eingraviert sind — ein Fries biblischer Gestalten. Durch diese Glaswand wird man das ganze Hauptschiff der Kirche mit einem Blick aufnehmen können. Diese westliche Glas-Fassade kann, bei günstigem Wetter, in den Boden versenkt werden, so daß das große Kirchenschiff mit vorgelagertem Rasenplatz, Blumenbeeten und den einschließenden Ruinenmauern zu einer harmonischen Einheit wird.

Der Grundriß der Kathedrale ist ein Rechteck. Die Außenmauern werden über einem der neuen Eisenbetongehäuse aus rötlich-grauem Stein errichtet. Die Längswände, in zwei stenzackigen Wellen gebaut, haben Fassaden, die durch den Wechsel von vielen kleinen Fensteröffnungen und vorgebauten Simsen einen interessanten, sägezahnartigen Effekt erhalten. Das flachgerundete Gewölbe des hohen Hauptschiffes wird von einer Reihe von

Stützen getragen, deren jede so dünn und schlank ist, daß die Bezeichnung „Säule“ schon zu schwerfällig klingt. Nur eine moderne, im Kern aus Eisenbeton bestehende Konstruktion kann einen so schwerelosen Eindruck erwecken. Die sich zum Hauptaltar etwas verjüngenden Seitenwände und die leichte Senkung des Daches ziehen den Blick nach dem Ost-Ende, wo ein aus dem Kirchenbrand gerettetes, halbverkohltes Kreuz und ein einfacher, aus den Ruinensteinen errichteter Altar stehen werden. Ungefähr 15 Meter hinter dem Altar wird das Hauptschiff, nicht wie üblich, durch ein buntes Bleiglasfenster seinen Abschluß finden, sondern durch ein großartiges Tapeten-gemälde, das, hoch über die Ostwand gespannt, den Beschauer schon beim Eintritt in das Westportal fesseln soll. Graham Sutherland, der große englische Maler, wird hier die Kreuzigung Christi auf einem Tapetenbild festhalten, das, zwanzig Meter hoch und fast fünfzehn Meter breit, das größte in der Welt sein wird. In einem Seitenschiff, durch ein schmiedeeisernes Gitter abgetrennt, wird die sternförmige Kapelle der Einheit liegen. Von hier aus wird der Blick über das Hauptschiff hinweg auf das Taufbecken fallen, das von einer hohen, schlanken, bis unter das Kathedralendach ragenden Turmspitze überdacht ist. Diese in ihrer Schlichtheit besonders eindrucksvolle und würdige Struktur, die vor einer Glaswand aus zartestem Blau und Rosa steht, soll die Einheit der verschiedenen Kirchen in der Ehrfurcht vor dem Taufakt symbolisieren.

Es wäre zu verwirrend, auch noch weitere Einzelheiten des Kathedralenplanes ohne visuelle Hilfe zu erörtern. Niemand kann sagen, ob dieser kühne Versuch, aus Stein, Beton und Glas einen modernen Schrein der Andacht zu errichten, ein ganzer Erfolg sein wird. In der oft hitzigen Debatte, die der Veröffentlichung dieser Pläne erfolgt, ist die neue Kathedrale von Coventry mal ein „ultramoderner Kino-Bau“, eine „Atom-Fabrik“ oder eine „Bahnhofs-Wartehalle“ genannt worden, aber mal auch wieder „eine harmonische Schöpfung in einer sonst an Harmonie so armen Zeit“.

Carl von Ossietzky und der Friedens-Nobelpreis

In seinem höchst verdienstvollen Werk „*Alfred Nobel — Nobelstiftung — Nobelpreise*“ (Berlin 1954, Duncker & Humblot. 224 S. 15 Abb. DM 18,60), das außer einem umfassenden Überblick über Leben und Schaffen

Nobels eine ausführliche Darstellung der Nobelstiftung und ihrer Preise mit interessanten und aufschlußreichen Statistiken bietet, bringt der Nürnberger Professor *Ernst Meier* auch eine Zusammenfassung der Ereignisse um die Preisverteilung an Carl von Ossietzky und deren Folgen. Ossietzky — der in diesen Tagen seinen 65. Geburtstag hätte feiern können — hatte bekanntlich nach dem Tode Siegfried Jacobsohns und dem Ausscheiden Kurt Tucholskys aus der Redaktion 1927 die Leitung der „Weltbühne“ übernommen. 1931 war er vom Reichsgericht in Leipzig zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt worden wegen eines im März 1929 erschienenen Artikels „Winziges aus der deutschen Luftfahrt“ von Heinz Jäger alias Walter Kreisler. „Wegen vollendetem Landesverrat und Verrat militärischer Geheimnisse“ — so sagte das Urteil, obwohl Kreislers Artikel nichts Nennenswertes brachte, das nicht weithin über die „geheime“ deutsche Aufrüstung bekannt war. Im Dezember 1932 wurde Carl von Ossietzky aus dem Gefängnis entlassen, und am 28. Dezember 1933, dem Tage des Reichstagsbrandes, sperrten die in- zwischen zur Macht gelangten Nazi den „Landesverräter“ wieder ein. Schwerkrank, wie er war, wurde er zunächst ins Zuchthaus, dann ins KZ Esterwege gebracht, wo er härteste körperliche Arbeit verrichten mußte. Als die unmittelbare Gefahr seines Todes bestand, ließ Göring aus Angst

vor der Reaktion des Auslandes ihn im Mai 1936 in ein Krankenhaus schaffen, später ins Nordend-Sanatorium in Berlin, wo er freilich weiter unter Bewachung stand. Im Krankenhaus erfuhr er, daß ihm der norwegische Storting 1936 nachträglich für 1935 den Friedens-Nobelpreis verliehen hatte. In Deutschland brach daraufhin ein staatlich gelenkter Entrüstungsturm aus; das Auswärtige Amt brachte in Oslo das „äußerste Befremden“ der Reichsregierung zum Ausdruck, und Göring versuchte erst mit Drohungen, dann mit dem Versprechen der Freilassung und einer Monatsrente von 500 Mark Ossietzky zur Ablehnung zu bewegen. Aber Ossietzky ließ sich nicht bestechen und nahm die Verleihung an — eine letzte mutige Geste des Todkranken, der am 4. Mai 1938 seinem Leiden erlag. Von dem Geldbetrag des Preises, der damals rund 100 000 Mark entsprach, hat er freilich nicht viel gesehen.

Als die norwegische Regierung die deutsche Protestnote zurückwies, da der Storting bei der Preisverleihung an keinerlei Richtlinien gebunden sei, verbot Hitler am 30. Januar 1937 „für alle Zukunft“ für Deutsche die Annahme des Nobelpreises. Gleichzeitig stiftete er einen „Deutschen Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft“ — eine kurzlebige Einrichtung, die nur 1937 und 1938 zur Verteilung gelangte und längst in Vergessenheit geraten wäre, hätte sie nicht in den „Nationalpreisen“ der DDR ihre Fortführung gefunden.

Ein Streiter aus Verantwortung

Wenige Tage vor dem Ende des letzten Weltkrieges ist in Schweden ein Mann dahingegangen, dessen Name weitbekannt im europäischen Norden für die Idee der Freiheit steht: *Torgny S. Segerstedt*, der tapfere Chefredakteur der Göteborgs Handels- und Sjöfartstidning. Er unterscheidet sich von der Vielzahl der Kämpfer gegen den Faschismus im Norden, weil er frei von egoistischen nationalen Erwägungen war. Eine große Zahl der Dänen, Franzosen, Jugoslawen, Norweger und der Angehörigen anderer Völker, die sich im Kriege den deutschen Eindringlingen gegenüber zur Wehr setzten, hat nur um ihre vaterländische Eigenständigkeit gebangt. Segerstedt aber wußte, daß durch die Nationalsozialisten in Deutschland mehr bedroht war als die Selbstständigkeit Schwedens oder irgendeines anderen Staates. Hier versuchten schmutzige Hände zu zerstören, was eine Menschheit während langer Jahre und mit vieler Mühe zustande gebracht hatte.

Segerstedt war ein Mann von hoher politischer, geistiger Gesittung. Ein Unabhängiger, der etwas war — und davon wußte. Ein Freier, der jeden Vormund verächtlich ablehnte. Nur eine Autorität kannte er über sich: die der ethischen Geistigkeit. Zu deren Wesen gehört die Freiheit der eigenen Entscheidung, die Unabhängigkeit des Urteils. Segerstedt war nicht immer, er wurde. Während des Ersten Weltkrieges, 1917, übernahm er die Chefredaktion der liberalen Göteborgs Handels- und Sjöfartstidning, einer traditionell ententefreundlichen Zeitung. Segerstedt gab seinen Lehrstuhl für Religionsphilosophie an der Hochschule in Stockholm auf. Unter seiner Leitung nahm sich das Blatt nach Deutschlands Niederlage vorwiegend des Besiegten an. Der Vertrag von Versailles wurde kritisch verworfen, und Frankreichs Eigensinn und sein Gebaren wurden unbarmherzig gegängelt. Maßgebende Kreise in Paris drohten mit der Ausweisung des französischen Korrespondenten der Zeitung.

Seine Erziehung hemmte ihn, und der Beengung seiner Umschicht konnte er noch keine unbehinderte Selbstständigkeit entgegensetzen. Die Göteborgs Handels- und Sjöfartstidning war schließlich die Zeitung der „feinen“ Kreise

und der erfolgreichen Geschäftswelt und solcher, die dazu gehören wollten. Man schätzte vornehme Besonnenheit und würdevolle Zurückhaltung. Aber Segerstedt hatte sich diesen Standpunkt der höheren Werte billig erkaufte, zu billig. Es ist nicht so schwer, mit begütigender Miene alles zu versöhnen, wenn man bequem relativiert. Und man entkommt der Verantwortung nicht, indem man zu allem verklärt lächelt. Segerstedt kam in damaliger Zeit in bedenkliche Nähe der Schriftsteller, die häufig weniger schreiben, als sie wissen könnten, und bisweilen mehr, als sie wissen können.

Schon am 3. Februar 1933 erkannte er Hitler die Befähigung zur Regierungsausübung auf Grund moralischer und fachlicher Untauglichkeit ab und schrieb: „Es ist tatsächlich eine Verunglimpfung aller Vernunft, einem großen Volk einen Staatslenker von diesem Kaliber vorzusetzen. Dies ist keine Sache, die nur Deutsche angeht . . . Deutschland liegt mitten in Europa. Es hat ausgeprägte Verbindungen mit anderen Staaten. Und nun sollen wir alle gezwungen sein, uns mit dem zu beschäftigen, was A. Hitler sich ausheckt. Einem Mann mit diesem Äußeren sollen wir unsere Gedankenkraft opfern . . . Und das einzige, was seine Wahl zum Reichskanzler garantiert, sind Schlägereien und Blutvergießen . . . So sehr lange wird das ganze wohl nicht dauern, aber jeder Tag, der vergeht, ist ein Tag zuviel.“ Und abschließend wiederholte er: „Alle Politik und alle Presse zu nötigen, sich mit dieser Figur zu befassen, das ist unverzeihlich. A. Hitler ist eine Beleidigung.“

Dieser Artikel trug Segerstedt ein Telegramm von Reichsminister H. Göring ein. „Als aufrichtiger Freund des schwedischen Volkes“ protestierte Göring „aufs schärfste“ gegen Segerstedts Äußerungen, und bevor er „weitere Schritte einleiten“ wollte, bat er die Redaktion um Mitteilung, ob „Ihre Leitung in Zukunft gegen solche Äußerungen Ihrerseits einschreiten wird.“

In der folgenden Ausgabe der Göteborgs Handels- och Sjöfartstidning wurde Göring eine Mitteilung: „Wir waren sehr zweifelhaft, ob hier ein grober Spaß vorliegt oder ob das Aktstück als authentisch angesehen werden darf.“ Doch Anfragen bei der Post und in Berlin hatten ergeben, daß das Telegramm echt war. „Wir haben gewiß keine übertriebenen Vorstellungen über das Urteilsvermögen der gegenwärtigen deutschen Regierung gehegt, aber so eine Sinnesverfassung, wie dieses Telegramm bezeugt, haben wir doch keinem ihrer Mitglieder zugetraut. Herr Reichsminister Göring gefällt sich darin, sich als aufrichtiger Freund des schwedischen Volkes auszugeben. Es gibt wohl gewisse Kreise in Schweden, die diese Freundschaftsbezeugung annehmen. Der überwiegende Teil des schwedischen Volkes bedankt sich jedoch für Herrn Görings Freundschaft. Man hat Sympathien für das deutsche Volk, aber nicht mit der Richtung, die jetzt dabei ist, dieses Volk in neues Unglück zu stürzen . . . Die freundschaftlichen Gefühle, die das schwedische Volk für das große deutsche Volk hegt, ertragen gewiß auch die Beanspruchung dieser Verdunklung, die sich nun über das unglückliche Land gelegt hat. Wir hoffen, daß es sich ohne allzu große Opfer aus dieser Erniedrigung erheben möchte. Niemand legt dem deutschen Volk die sonderbaren Manieren zur Last, mit denen seine Machthaber die Welt unterhalten. Wir nehmen diese Leute nicht ernst. Dagegen halten wir es für eine außerordentlich ernste Sache, daß sie die Regierungsgewalt in Deutschland ausüben.“

Der weitere Geschichtsverlauf machte es dann ungemein schwer, zwischen „deutsch“ und „nationalsozialistisch“ immer so scharf zu scheiden. Haben

doch gerade die Nazis nichts unversucht gelassen, diese beiden Begriffe zu verwischen. Wir können im eigenen Haus bleiben, und Segerstedt war kein „Dichter deutscher Zunge“. Im Feuer des Streites mag er zuweilen bis an die Grenze des Zugelassenen gegangen sein, darüber hinaus doch nie. Der Grundzug seiner sauberen Gesinnung bietet sich in aller Deutlichkeit in einem Artikel dar, der sich gegen die Beteiligung Schwedens an den Olympischen Spielen in Berlin 1936 wendet:

„Da gibt es niemanden, der nicht einsieht, daß aus dem Axiom, das besagt, daß Sport und Politik auseinanderzuhalten sind, hervorgeht, daß Schweden nicht an den Olympischen Spielen in Berlin teilnehmen darf . . . Gegenüber allen jenen Deutschen, die die unleidige und erniedrigende Bedrückung, unter der sie leiden, hassen und verfluchen, soll die machthabende Gang ausspielen können, daß Fremde sich kein Gewissen daraus machen, ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Direkt und indirekt wird die Olympiade eine Huldigung für den Hitlerismus. Sie wird unbedingt politisch ausgenutzt werden. Die Deutschen aber, die durch den Zustand in ihrem Land zur Verzweiflung gebracht worden sind, werden es als einen Schlag ins Gesicht empfinden, wenn Fremde ihren Peinigern huldigen.“

Doch was Segerstedt verlangte, ließ man unbeachtet. Auch seine Forderung, Landesflüchtigen eine ihrer beruflichen Stellung gemäße Arbeitsmöglichkeit zu beschaffen und den Handel mit Deutschland auf ein Mindestmaß zu beschränken, solange Hitler dort herrschte, fand kein Gehör. Torgny Segerstedt überragte die staatsamtlichen Politiker seines Landes an Zuständigkeit. Die aktive Teilnahme an der Regierung war ihm versagt. Er hatte nur seine Zeitung. Hier wurde alles auf sein Maß gebracht, hier wurden Begriffe klargestellt, hier schlug das politische Gewissen. Wenn seine Stimme auch weit gehört wurde, den aufrechten Gemütern Halt und Trost bedeutete, die Entscheidung darüber, was zu tun oder zu lassen war, stand bei anderen.

Segerstedt hatte sich seine Gegner nicht ausgesucht, sie haben sich ihm aufgenötigt. Er hatte sein Programm bereits gemacht, sein Weltbild war schon fertig, und für die Nazis fand sich dort kein Platz. Und da er nicht der Mann war, der sich dem Gegebenen anpaßt und seine Denkart von äußeren Umständen abhängig macht, sondern die Verhältnisse nach seinem Geschmack und nach seinem Willen bestimmen will, darum mußte er sich mit ihnen befassen. Auf ein „Für und Wider“ hat er sich nie eingelassen, zu keinem Worthandel war er je bereit. Dagegen stand seine Würde, seine Bildung, seine Persönlichkeit. Die Tatsache allein, daß Einfluß und Macht sich in ungeziemen Händen befand, war ihm genug. Er konnte sie nicht dulden. Denn er war ein Mensch mit der großen Verantwortung. Unrecht, anderen widerfahren, war Unrecht, ihm getan.

Georg Alexander Mathéy
70 Jahre

Vor einigen Monaten wurde in der Stadt des Leders und der Lettern Offenbach am Main das Klingspor-Museum und Institut für neue Buch- und Schriftkunst eröffnet. Das Museum trägt seinen Namen zur Erinnerung an den Wiedererwecker der künstlerischen Druckschrift in Deutschland und großen Bibliophilen Dr. h. c. Karl Klingspor, dessen einzigartige Sammlung zum ersten Male der Öffentlichkeit auf der Internationalen Buchkunst-Ausstellung Leipzig 1927 gezeigt wurde. „Im Zimmer eines Bibliophilen“ waren Kostbarkeiten des Geistes und der Schönheit versammelt, war aber auch ein Gobelin, den Georg A. Mathéy entworfen hatte. Und nun verwaltet Mathéy

den Nachlaß Klingspor. Ein schicksalshafter Name für den Kämpfer um eine neue deutsche Buchkunst, denn Klingspor wurde schon 1917 auf Mathéy aufmerksam, der damals mit Bruno Paul die Deutsche Monatsschrift „Wienland“ herausgab, jene Zeitschrift, die zum ersten Male Bilder in Offsetdruck wiedergab. So schließt sich für Mathéy ein Kreis mit der Einrichtung und Führung dieses Museums, das vom Nagel bis zur Glasvitrine *sein* Werk ist.

Georg A. Mathéy wurde am 13. September 1884 in Hermannstadt (Siebenbürgen) geboren. Väterlicherseits von Griechen abstammend, wird er bald in den deutschen Kulturkreis geführt. Er studiert Architektur, besucht dann eine Handelshochschule, wird Schauspieler unter Richard Alexander im Berliner Residenz-Theater, bis ihn Peter Behrens zum Eintritt in die Unterichtsanstalt des Berliner Kunstgewerbemuseums bewegt. Er wird Meisterschüler von E. R. Weiß. 1915 wird er Lehrer an diesem staatlichen Institut für dekorative Malerei und Graphik. 1921 beruft ihn Walter Tiemann an die Staatliche Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig. Mathéy wird Professor und Leiter der Werkstätten für Buch- und Stein- druck. Nun folgt eine schöpferisch fruchtbare Zeit: er gestaltet eine Reihe wertvoller Bücher in Sonderausgaben, gibt die Daedalus-Drucke heraus, wird Mitarbeiter von Graf Harry Keßler bei seiner Cranach-Presse, entwirft Einbände und Buchumschläge für hervorragende Verleger. Max Osborn widmet ihm in der Reihe „Junge Kunst“ eine Monographie, welche die umfassende Tätigkeit Mathéys verständnisvoll beleuchtet. Entscheidend für ihn werden die griechischen Jahre 1929—1940. Sein Buch „Das Griechische Jahr“ (1952) und zahlreiche Aufsätze (auch in der D. R.), eine reiche Ausbeute an Bildern und über 400 Vorträge bezeugen, wie tief künstlerisch er diese Zeit erlebt hat. 1940 geht Mathéy nach Berlin, bleibt dort bis 1943, lebt als freier Maler, Schriftsteller und Vortragender in Überlingen, Kitzbühl, Baden-Baden und Stuttgart. Unter mehr als 10 000 Einsendungen wird er mit dem ersten großen Preis für die neue deutsche Briefmarke ausgezeichnet, wie er schon 1919 die Nationalversammlung-Briefmarke schuf. 1953 beruft ihn die Stadt Offenbach/Main zu dem einzigartigen Museum, das Mathéy zu einem Hymnus auf die neue Buchkunst gestaltete. Eine Festschrift „Buchkunst — gestern — heute — morgen“, an der hervorragende Kenner und Köenner des Buches im In- und Ausland mitarbeiten, wird noch umfassend aufzeigen, wie stark die Ausstrahlungen dieses Mannes sind, der sich auch als Siebzig-jähriger zu dem Wahlspruch bekennt: „Es gibt nur eine Sünde gegen den Geist: die Langeweile.“

Liebeserklärung an Claire Waldo

Jeder Künstler, dessen Werk, dessen Leistung überzeugt, hat Anspruch auf Achtung, auf Respekt. Aber manchen Künstler lieben wir auch, wenngleich keine persönliche Bindung und eigentlich einzig und allein unser Interesse wirksam war, als diese Liebe zu sein begonnen hat. Da sie echt ist, diese Liebe auf Distanz, vielleicht auch gerade weil sie existent ist ohne die persönliche Nähe, ist sie allemal wohlbehütet, vor Enttäuschungen sicher: eine Liebe in Permanenz. Im Grunde ist's ein Paradoxon ohnegleichen. Wiewohl er doch ein Fremdling ist, uns fern der Mensch hinter seinem Künstlertum, sind wir dennoch in voller Bewußtheit mit seiner privaten Persönlichkeit verbunden. Er selbst, natürlich, weiß oft nichts davon. Noch nicht mal ahnen mag er unsere Kühnheit, die Vermessenheit, die Indiskretion, wie wir sein Genie beiseite schieben und schnurstracks einbrechen in seine menschliche Substanz. Wie sie beschaffen ist, das aber wollen wir — wie die Berliner sagen und wie speziell die geliebte Berlinerin, die einzige Claire Waldo

wohl zu sagen pflegt — jawoll, ganz genau wollen wir das wissen. Rundheraus gestanden: wir, verliebte Leute, wissen von den Lieblingen allerhand, so viel und so genau, daß uns gar nichts anderes übrigbleibt, als eben sie zu lieben. Von seiner Desdemona sagt Othello aus, sie liebe ihn, weil er Gefahr bestand. Wenn unsereiner etwa von Hans Albers kündet, daß er nicht wie nahezu komplett die Prominenz zu Hakenkreuze kroch, daß er Gefahr bestand, zugleich mit heiler Haut und heilem Charakter davongekommen ist, so ist es zum Exempel eine Liebesbotschaft. Überhaupt ist es just heutzutage im Künstler der Charakter, den wir lieben. Geliebt wurde deshalb Albert Bassermann, geliebt wird darum Arturo Toscanini. Indes hießen die Lieblinge auch Karl Valentin und Heinrich Zille, und Charlie Chaplin heißt von den Geliebten einer. Das ist die gesegnete Familie, wo die Identität geliebt ist der artistischen Gestaltung mit dem Herzen, wo nicht snobistisch angeknabbert ist die Nabelschnur zum Volk, wo die pure Menschlichkeit uns wärmt und manchen schon gebessert hat. Die seltenen Auserwählten sind's, die uns ernst und heiter stimmen, wenn sie uns die Wahrheit sagen, indem sie uns das echte Volkslied singen. Sie mögen in der unverfälschten Muttersprache seine Interpreten sein, auf Bayrisch, Schwäbisch oder auf Berlinisch; sie mögen's malen oder mimen: im fernsten Erdenwinkel, in der letzten Hütte dort versteht man sie und spürt man, wie sie's meinen.

Als Heinrich Zille siebzig wurde, schrieb Max Liebermann: „Wer ist denn nun ein Meister? Der uns mit den Mitteln seiner Kunst sein seelisches Erlebnis so zu übermitteln weiß, daß wir es miterleben. Man hat Sie einen Humoristen genannt. Aber Sie sind viel mehr als nur ein Humorist: Sie haben Humor. Das große Mitleid regt sich in Ihnen, aber Sie beeilen sich, wie Figaro sagt, darüber zu lachen, um nicht gezwungen zu sein, zu weinen. Wir spüren die Tränen hinter Ihrem Lachen.“ Das also, das nämliche, möchte man an ihrem 70. Geburtstag am 21. Oktober Zilles nächster Anverwandten, der lieben, der geliebten Claire Walldoff, schreiben.

Moderner Strafvollzug?

Was in einem Gefängnis vor sich geht, interessiert gewöhnlich nur sehr wenige Menschen. Daß der Strafvollzug ein soziales Problem ist, zumal da ja der entlassene Sträfling wieder in die menschliche Gesellschaft eingefügt werden muß, erkannte man überhaupt erst im vorigen Jahrhundert allmählich, und bis heute haben sich alle Diskussionen über diesen Fragenkomplex — etwa über den sog. Stufen-Strafvollzug und die einzelnen Strafrechtstheorien — in einem recht engen Fachkreis abgespielt. Deshalb ist es sehr zu begrüßen, daß der Film auf seiner ständigen Suche nach Themen diesen Vorwurf zu wiederholten Malen aufgegriffen hat. Bekanntlich ist die optische Wirkung am einprägsamsten, und so hat der Film die besten Möglichkeiten, die breite Öffentlichkeit im Rahmen einer Spielhandlung mit diesem Problem vertraut zu machen.

Neuerdings sind es zwei amerikanische Filme, die dieses Thema von sehr verschiedenen Standpunkten aus behandeln. Der eine, „Zelle R 17“ (im Original treffend „Brute Force“, also „Rohe Gewalt“), demonstriert und — widerlegt die Abschreckungstheorie, nach der die Strafe vor der Begehung weiterer Verbrechen abschrecken soll. Er zeigt das Innere eines amerikanischen Zuchthauses, das der Offizier der Wachmannschaft mit barbarischer Behandlung beherrscht — ohne Gewissen, ohne jede menschliche Regung — bis schließlich der aufgespeicherte Haß der Gefangenen sich in einem Aufstand entlädt, der von vornherein zum Scheitern verurteilt ist, weil ein Spitzel den Plan verraten hatte. Alle am Aufstand Beteiligten kommen ums

Leben, aber auch den tyrannischen Offizier ereilt sein Schicksal. Über das „Nein“ zur Abschreckungstheorie geht der Film nicht hinaus: er schließt mit dem ungelösten Problem.

Besondere Aufmerksamkeit wird in den letzten Jahrzehnten der Behandlung des jugendlichen Verbrechers gewidmet, weil bei ihm die größte Aussicht besteht, ihn „auf den rechten Weg zurückzuführen“. In Italien hatte man schon im Anfang des 18. Jahrhunderts ein Jugendgefängnis eingerichtet, das neben den Gedanken einer bloßen Bestrafung für ein Verbrechen auch den einer Besserung und Erziehung der Häftlinge stellte; bei uns in Deutschland wurde es immerhin 1923, bis gesetzlich festgelegt wurde, daß jugendliche und erwachsene Verbrecher getrennt zu halten sind. Die Amerikaner machen in dieser Hinsicht außerordentlich kühne Versuche, wie der Film „Gefängnis ohne Gitter“ zeigt. Hier wird ein jugendlicher Verbrecher, der mit knapp 18 Jahren schon 62 Delikte hinter sich hat, nicht in eine Besserungsanstalt der überlieferten Art gebracht, sondern auf eine Musterfarm, auf der er sich völlig frei bewegen kann — so frei, daß er nachts Raubzüge in die Nachbarstadt unternimmt. Der Anstaltsleiter findet schließlich heraus, was den Jungen ohne sein Verschulden auf die abschüssige Bahn gebracht hat — und damit ist der Weg zu einer wirklichen Besserung geöffnet. Der sympathische Film will zeigen, daß mit einem Eingehen auf die Persönlichkeit des Einzelnen mehr zu erreichen ist als mit roher Gewalt. Freilich gehen seine Methoden bereits wieder ins Extreme, und ein solcher Versuch wird in der Praxis nicht immer so gut ausgehen wie im Film. Trotzdem trägt er vielleicht dazu bei, daß man sich auch bei uns in der Öffentlichkeit stärker an jenen Paragraphen des Jugendstrafrechts erinnert, der besagt: „Der Strafvollzug gegen einen Jugendlichen ist so zu bewirken, daß seine Erziehung gefördert wird.“

Kommt

„di ortografireform“?

Daß unsere Rechtschreibung reformbedürftig ist, bestreitet kaum jemand, der sich mit ihr zu befassen hat. Sie strotzt von Widersprüchlichkeiten und Umständlichkeiten. Überdies ist die Autorität des „Duden“ erschüttert, denn in vielen Fällen ist der praktische Gebrauch über seine Regeln hinweggegangen. Nun hat die „Arbeitsgemeinschaft für Sprachpflege“, in der 22 Organisationen zusammengeschlossen sind, in anderthalbjähriger Arbeit „Empfehlungen zur Erneuerung der deutschen Rechtschreibung“ ausgearbeitet, die das Institut für Auslandsbeziehungen jetzt der Öffentlichkeit zugänglich macht.

Man muß zugeben, daß die Arbeitsgemeinschaft, die sich aus Vertretern Ost- und Westdeutschlands, der Schweiz und Österreichs zusammensetzt, den Wünschen der radikalsten Reformer, die anscheinend in Österreich sitzen, nicht Rechnung getragen hat. Diese wollten etwa Zal, ähnlich, Charakter, Eidexe, ferzeihen, Fater schreiben. Soweit gehen die „Empfehlungen“ (zu deren 24 Unterzeichnern übrigens kein einziger Dichter gehört) immerhin nicht. Aber sie liegen noch weit jenseits dessen, was ohne eine Vergewaltigung der deutschen Schriftsprache möglich ist. Schon ihr erster Punkt, der die Abschaffung der Großbuchstaben außer am Satzanfang und bei Eigennamen vorsieht, ist grundsätzlich abzulehnen. Es liegt wahrlich kein Grund vor, daß die deutsche Schrift nach dem Verzicht auf die Fraktur auch noch diese Eigenart aufgeben soll. Der Einwand der Reformer, daß Ausländer am Erlernen gehindert würden, wiegt nicht schwer: durch eine Vereinfachung der komplizierten Regeln für Groß- und Kleinschreibung wäre ihm zu begegnen. Der zweite Punkt, der unser Schriftbild grundsätz-

lich verwandeln würde, ist der vorgesehene Fortfall des Dehnungs-h außer nach e und des Dehnungs-e nach i (abgesehen von Ausnahmefällen, wie vergießt im Gegensatz zu vergißt, ihm zu im etc.), so daß es „di tire“, „der han“ heißen würde, keinen Unterschied zwischen wider und wieder mehr gäbe. Weiter will man tz in z verwandeln: spizen statt spitzen usw. Hier wirkt die Begründung der Reformer, man wolle auf das Mittelhochdeutsche zurückgreifen und die Sprache bzw. die Schrift „entschlacken“, etwas düftig: denn auch die Zutaten der Zeit des Barock gehören schließlich zur gewachsenen, gewordenen Sprache (obwohl Dr. Thierfelder vom Institut für Auslandsbeziehungen den Gedanken an das Wachstum der Sprache als „romantische Idee“ abtut), und man kann sie nicht mit einem Federstrich beseitigen.

Zu begrüßen sind lediglich die Absichten, Interpunktionen und Silbentrennung zu vereinfachen (also z. B. leis-ten zu trennen, aber lo-cken statt lok-ken) und die Fremdwörter der deutschen Schreibweise und Aussprache anzupassen. Frisör und Fasson, Fotograf und Teater, Katarr und Zilinder, Turist und Büro werden teils schon heute geschrieben, teils bürgern sie sich mit oder ohne Reformen ein. Aber auch hier schießen die Empfehlungen über das Ziel hinaus: Sensazion statt Sensation, fär statt fair, Farse für Farce haben keine Berechtigung mehr. Ja, es ist zweifelhaft, ob die im „Duden“ schon sanktionierte Schreibweise „Scharm“ für Charme sich durchsetzen wird.

Die „Empfehlungen“ der Arbeitsgemeinschaft für Sprachpflege erinnern arg an den Mann, der da Kopfkrebs durch Amputation des Kopfes heilen wollte. Würden sie realisiert, so könnten unsere Kinder in einigen Jahren die bis heute gedruckten Bücher kaum mehr lesen — wie schon die Generation der heute 15- bis 17jährigen keine in Fraktur geschriebenen Bücher mehr zu lesen vermag. So sehr wir grundsätzlich der Notwendigkeit von Reformen zustimmen, die sich mit Maßen der Weiterentwicklung der lebendigen Sprache und ihrer Schrift anpassen und bestehende Widersprüche, Zweifel und Doppelformen beseitigen, so scheint uns doch der Grundgedanke der Arbeitsgemeinschaft, daß „endlich durch eine kühne und weitblickende Erneuerung für das nächste Geschlecht Ruhe in rechtsschreiblichen Fragen geschaffen werden solle“, höchstens eine Knebelung der Schriftsprache auf einer unorganischen, vom grünen Tisch her dekretierten Basis zu bedeuten. Die Reaktionen aus der DDR auf die Empfehlungen beweisen, daß Dr. Thierfelders Angst, man könne dort eine hyperradikale eigene Orthographie kreieren und damit die Spaltung unseres Vaterlandes vertiefen, glücklicherweise unbegründet sind — wie man ja auch von offizieller Schweizer Seite von den Empfehlungen bereits abgerückt ist. Man sollte sich die Erfahrungen, die man z. B. in Norwegen mit Dekreten dieser Art gemacht hat, zu Herzen nehmen, ehe man — und sei es auch durch einen scheinbaren Rückgriff auf ältere Formen — unser wertvollstes Kulturerbe, die deutsche Sprache, in solcher Weise antastet.

Ahnenbilder

Aus einem werdenden Roman

Die Geburt

Wie sollte ein Mensch, wenn er sein Dasein überblickt und es in der Erinnerung vor sich ausbreitet, nicht an seine Herkunft denken, an jene nächste Umwelt, in der sein Auge sich zum ersten Blicke öffnete. Freilich kann der Mensch sich an die Stunde der Geburt nicht erinnern; es ist ihm nicht bloß versagt, in den Urgrund zurückzuschauen, aus dem er kam, er weiß auch nicht, wie die sichtbare Welt um ihn aussah. Stets bleibt über die ersten Jahre seines Daseins ein Dunkel gebreitet, und wir wissen nur das, was uns die anderen in späteren Jahren erzählen.

So kann auch ich von den Tagen meiner Geburt nur das berichten, was mir erzählt wurde, aber es wurde mir des öfteren so ausführlich geschildert, daß ich alles wiedergeben zu können glaube, als hätte ich es selbst in vollem Bewußtsein erlebt.

Es war im neunten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, an einem blauen Oktobertag. Die kleine, im tiefen Tal gelegene Stadt schien sich wohl zu fühlen wie eine Glucke im Nest, sie streckte den zwiebförmigen Kirchturm gleich einem dicken Kopf mit einem behaglich geschwollenen Kamm in das Licht, und die grauen und braunen Dächer ruhten dicht und reglos aneinander wie Federn eines wohlgeordneten Gefieders. Der Fluß, der sich, an der kleinen Stadt vorbei, durch das Tal zog, wand sich leuchtend in zahlreichen Krümmungen zwischen Erlen und Weiden dahin. Auf seiner Oberfläche verschwandete sich der Glanz der Wellen, tief darunter lag der unsichtbare Grund. Die Gärten an den Ufern waren von Früchten überfüllt; rotbackige Äpfel, goldene Birnen und dunkelblaue Zwetschgen bogen die Äste; Pflöcke und Stangen hatten gerade zu tun, um die Fülle der Erde zu halten.

In dieser Zeit wurde in der kleinen Stadt für die Kirchweih gerüstet, für jenes reiche ländliche Fest, das die Arbeit des Jahres gleichsam abschließen und die Freude auf ihrem Höhepunkt zeigen sollte. Schon Tage vorher waren auf den Straßen, über die Berge herein oder das Tal entlang, Wagen und Karren daher gekommen, meist von kleinen gelenkigen Pferden gezogen, die Marktstände waren in der Hauptstraße, von der Pfarrkirche bis zu den untersten Häusern hinab, aufgestellt und mit Zeltdächern überzogen worden. Die Krämer und Krämerinnen öffneten Kisten und Schachteln und breiteten ihre Schätze in den Marktbuden aus. Mitten unter ihnen hatte sich der Bau eines Karussells erhoben. Vor einem der

vielen Wirtshäuser — es trug einen goldenen Löwen als Schild — gruben junge Burschen ein tiefes Loch in die Straße und befestigten darin einen riesig hohen Baumstamm, der von unten bis oben mit Kränzen und Fähnchen geschmückt wurde. Bisweilen ertönte auch Musik aus den offenen Fenstern jenes Hauses, in dem die Musikanten ihre lustigen Walzer, Schottisch-Mazurka- und Polkaweisen für den Kirchweihtag übten, und selbst der fromme Meßner der Pfarrkirche war beschäftigt, die Kirchweihfahne zu entstauben und herzurichten, um sie hoch vom Turm wie eine bunte Welle der Freude herabflattern zu lassen.

Auch in meinem Elternhaus wurde für das Fest gerüstet. Schon Tage vorher war alles frisch geputzt und gestöbert worden, und das freundliche Gesicht der kommenden Feiertage schaute bereits aus allen Türen. Mit besonderer Freude sah meine Mutter der Ankunft ihres Vaters entgegen, einem wohlbeleibten, weißhaarigen, überaus gütigen Mann, der überall, wo er sich in menschlicher Gesellschaft befand, eine von Wohlbehagen und Freude erfüllte Stimmung schuf. Sein allen gleich freundlich zugekehrtes Wesen, seine Ausgeglichenheit, voll von der Weisheit des Alters, die tiefe Lebensbejahung und sein stiller Humor machten ihn allen zum Freunde. Er hatte die Brauerei, die ihm von seinem Vater erbaut wurde, mit Glück und Fleiß bewirtschaftet und das dazugehörige, umfangreiche Anwesen gepflegt und gemehrt. Seit er seinen Besitz einem seiner Söhne übergeben hatte, oblag er vor allem der Jagd, pflegte Kurzweil mit seinen Freunden und machte bisweilen wochen- oder auch monatelang Besuche bei seinen Kindern. Man wußte es, allem Herkommen nach, genau, wie er seine Fahrten einrichtete. Schon frühmorgens, wenn kaum die Sonne aufgegangen war und der Knecht die Pferde im Stall gefüttert und gestriegelt hatte, stand er, völlig angezogen, im Hof der Brauerei, beschaute die Chaise von allen Seiten, ob sie gut geputzt sei, ob die nötigen Decken im Innern lagen, ging dann in die Gaststube zurück, wo er frühstückte, und wartete, bis der Knecht die Pferde eingeschnitten hatte. Beim Einsteigen vergewisserte er sich stets, ob ja der Habersack gut gefüllt sei, der in der Sitztruhe, vorne unter dem erhöhten Platz des Knechtes, dem sogenannten Bock, untergebracht war. Hatte man doch einen weiten Weg zurückzulegen und die Pferde mußten gut gefüttert werden!

Es war wie immer, wenn der Großvater ankam, eine gute Stunde nach Mittag, als längst schon alle Gäste im Wohnzimmer versammelt waren und auf das überschwengliche Mahl warteten. Hinten im Hof, der sich zwischen Stallungen und Scheunen ausbreitete, stand das aus Brettern gezimmerte, hohe, doppelflügelige Tor offen und der Pferdeknecht trat des öfteren auf die Straße hinaus und schaute, zur Linken an der Kirche, zur Rechten an dem mit einem Türmchen versehenen Rathaus vorbei, die lange, mit Buden bestandene Hauptstraße entlang, ob denn das Fuhrwerk des Erwarteten sich noch nicht näherte. Endlich bemerkte er, wie die versammelte Menge zwischen den Verkaufsständen zur Seite wich und die mit zwei Pferden bespannte Chaise immer näher kam. Eine Magd, die das Herankommen des Fuhrwerkes gleichfalls bemerkt hatte, war nach vorne gelaufen, um die Ankunft des Großvaters zu melden, und gleich darauf hatten sich alle Anwesenden von ihren Plätzen erhoben und begaben sich

durch die Ökonomiegebäude in den Hof. Noch ehe der Erwartete aussteigen konnte, war das Fuhrwerk von dutzend fröhlichen Gesichtern umringt; jeder streckte ihm die Hand zum Gruß entgegen und fragte nach seinem Wohlergehen. Es waren lauter bekannte Gesichter, die der Großvater um sich sah, seine kleine Augen unter den weißen buschigen Brauen funkelten vor Freude, das Gesicht war gerötet, und der volle, weiße Bart ruhte wie eine Wolke auf der breiten Brust. Bereits auf dem Wege in das Wohnhaus, zur Seite meines Vaters, blieb der Alte plötzlich stehen, schaute unter allen Versammelten umher, und war sichtlich darüber verwundert, daß er die Mutter nicht sah. Deshalb sagte er zu meinem Vater: „Ja, aber wo ist denn Anna?“ Der Vater lächelte und erwiderte: „Sie kann dich leider nicht empfangen; denn du kommst, wie du gleich sehen wirst, heute zu einem doppelten Fest. Denk dir nur, gestern, gerade am Vorabend zur Kirchweih, ist uns ein Sohn geboren worden.“ Der Großvater blieb abermals stehen und seine kleinen Augen wurden weiter und noch freudiger als sie schon waren. „Was du nicht sagst“, sprach er verwundert und legte seine Hand auf die Schulter des Vaters. „Einen solch fröhlichen Tag hat sich der Bub ausgesucht. Da kann man wirklich gratulieren!“ — „Ja, da kann man wirklich gratulieren“, sagten auch die um den Großvater Versammelten, und so begab man sich in heiterster Laune durch die Ökonomiegebäude zurück in das Haus.

Im Wohnzimmer angekommen, setzte sich der Großvater zunächst in den großen, mit Leder gepolsterten Schlafessel, der dicht neben dem Ofen stand. „Also gestern“, wiederholte er, „ist der Bub dahergekommen. Der hat wohl die Bratwürste gerochen und all das Leckerzeug, das ihr hergerichtet habt. Aber das lob ich mir! Kommt da ein Mensch zur Welt und setzt sich an den Tisch, gerade, wenn alle Pfannen und Schüsseln überquellen und die Musikanten zum Tanz aufspielen.“ Alsdann erkundigte er sich eingehend nach dem Wohlergehen der Mutter und ließ dieser sagen, daß er sie noch vor dem Essen begrüßen möchte. Er hatte kaum von der langen Fahrt etwas ausgeruht, erhob er sich schon wieder aus dem Sessel und begab sich mit meinem Vater über die eichene Treppe nach oben.

Sie traten in das helle Schlafzimmer, wo über dem Bett der Mutter ein großes, den ganzen Raum beherrschendes, aus alten Zeiten stammendes, kostbar geschnitztes Kreuz hing.

„Da bin ich ja gerade recht gekommen“, wandte sich der Großvater an die im Bett liegende Mutter. „Christian hat mir schon im Hof hinten erzählt, daß ich heute zu einem doppelten Fest komme.“ Und da er sah, daß es seiner Tochter gut ging und sie ihm lächelnd die Hand entgegenstreckte, fuhr er weiter: „Schade, daß du nicht mitfeiern kannst, Anna.“ Dann beugte er sich über die Wiege, die neben dem Bett stand und besah mich lange schweigend. „Ja“, sagte er schließlich, „so sieht der Mensch aus, wenn er zur Welt kommt. Was für Äuglein er hat und was für Ohren!“ Der Humor des Alten verwandelte sich in sichtliches Nachdenken. „Was wird er wohl einmal alles sehen und hören“, sagte er dann. „Wolle Gott, daß es nur etwas Schönes und Gutes ist.“ Mein Vater schwieg und nickte, die Mutter blickte den Großvater schweigend an. Aber dann lächelte sie wieder und sprach: „Wir wollen es alle hoffen.“

Am nächsten Tag, am Kirchweihmontag, rüstete man bereits zur Taufe. Denn in jener Zeit kannte man noch keine Angst, daß das kühle Wasser des Taufbeckens dem Neugeborenen schaden könnte. Also setzte sich bald nach Beendigung des vormittägigen Gottesdienstes der kleine Zug in Bewegung. Vom Wohnzimmer aus, durch den weiten, kühlen Hausgang trug man mich durch die Gassen zur Kirche. Es war wieder ein goldener Herbsttag, die weißen und grauen Tauben saßen leuchtend auf den Dächern, aus allen Türen roch es nach Braten und Süßigkeiten und die Orgel des Karussells tönte von der Hauptstraße her in alle Ohren. „Wenn der Bub nur nicht gleich zu tanzen anfängt“, sagte der Großvater lachend, als er inmitten des kleinen Taufzuges über die steinernen Stufen der Kirche emporstieg.

In der Kirche selbst freilich zeigte sich plötzlich eine andere Welt. Schon die Kühle des hohen und weiten Raumes, wo es vom Amt her noch nach Weihrauch roch, wirkte dämpfend auf alle Lust der äußeren Welt. Von den Altären und von den Wänden herab blickten schweigende Heilige und auch die Engel hielten ihre Stimme an. Die dunkel gemalten Fenster wehrten dem Licht den goldenen Eintritt, und das steinerne Taufbecken in der Nähe eines Seitenaltars war von einer fast magischen Dämmerung umgeben. Merkwürdig schien es allen, daß ich während der Taufe, als man mir das kühle Wasser über das Haupt goß, keinen Laut von mir gab, so daß mein Großvater beim Austritt aus der Kirche zu den andern sagte: „Ein seltsamer Christian! Wenn der so weiter macht im Leben, braucht er sich vor keinem Regenguß zu fürchten.“

Von dieser Stunde an schien ich der besondere Liebling des Großvaters zu sein. Denn als nach der kirchlichen Taufe die weltliche Feier im Elternhause folgte, gab der Großvater nicht nach, bis man die Wiege mitten unter die Zecher stellte und ich bei allen Reden und Trinksprüchen gegenwärtig war. Der Großvater, ohnehin ein Freund des Weines, leerte an diesem Tag das Glas öfter als an anderen Tagen, und als sich die fröhliche Stimmung immer mehr steigerte, stand er vom Tisch auf und trat mit dem gefüllten Glas an meine Wiege. Wieder besah er mich wie schon gestern kurz nach seiner Ankunft, und nachdem er eine kleine Weile besinnlich vor der Wiege gestanden hatte, huschte plötzlich eine überaus heitere Miene über sein gerötetes Gesicht. „Der Pfarrer hat dich heute in das Reich Gottes aufgenommen“, sagte er, „dann mag es mir als deinem irdischen Großvater vergönnt sein, dich auch für das Reich der Erde zu taufen.“ Und er neigte mit größter Vorsicht sein Glas und ließ, während ihm alle Versammelten lachend zuschauten, einige Tröpflein auf meinen Mund fallen. Ich soll wie bei der Taufe auch dabei keinen Laut von mir gegeben, sondern den Mund leicht geöffnet, das Zünglein gezeigt und die Tropfen verschluckt haben. „Wahrhaftig“, sagte der Großvater, „er verschmäht auch das Irdische nicht.“ Dann hob er das Glas allen Versammelten zu, alle ergriffen ihre Gläser, stießen mit dem Großvater an und tranken auf mein künftiges Wohl.

Wie jeder Mensch, so hatte auch ich einen zweiten Großvater, den Vater meines Vaters. Noch heute hängt sein Bild, ein in guter handwerklicher Manier gemaltes Porträt, vor mir und sieht mich aus freiem, offenem Gesicht schweigend an.

Mein väterlicher Großvater, in der spätnapoleonischen Zeit geboren, hieß Christian, wie schon sein Vater hieß, wie mein Vater genannt und wie auch ich getauft wurde. Er war von hoher, stattlicher Gestalt. Eine lange, um den Hals geschlungene, aus feinsten Gliedern gefügte Goldkette floß zu beiden Seiten der Krawattenschleife vorbei, über die unter dem dunklen Rock kaum sichtbare Samtweste, und hielt die wertvolle, gleichfalls aus Gold geprägte, mit einem Sprungdeckel und einem Schlagwerk versehene Taschenuhr fest. Wenn er in seiner sonntäglichen Kleidung, die durch eine lange, ziemlich enge, unten aber etwas geschweifte Hose vervollständigt wurde, das Haus verließ, um sich mit anderen Bürgern bei einem Schoppen zu treffen, trug er stets einen seiner zahlreichen Biedermeierstöcke, von denen die einen mit Elfenbeinkapseln, die andern mit silbernen Knöpfen geschmückt waren. So unter den Einwohnern des ländlichen Städtchens etwas herausfallend, dokumentierte er nicht etwa seine bürgerliche Wohlhabenheit, sondern vielmehr seine Herkunft aus einer anderen Gegend. Er war vom Rhein, auf dem Gut seines Vaters geboren und groß geworden, und hatte sich, einem unwiderstehlichen Trieb folgend, schon als junger Mensch auf die Wanderschaft gemacht. Unter den damals blühenden Gewerben hatte er sich der bunten Färberei und der kunstvollen Druckerei zugewandt und war, teils um seine Kenntnisse zu verfeinern, teils um seinen Wandertrieb zu befriedigen, durch Frankreich und Spanien gewandert; auf dem Rückweg kam er über Österreich in das diesseitige Bayern, wo er sich, nun nach Seßhaftigkeit begehend, mit dem von seinen Eltern ererbten Vermögen in der kleinen Stadt Haus und Werkstätten erstand. Bald hatte er zahlreiche Gesellen eingestellt und sein Geschäft gehörte rasch zu den einkömmlichsten der ganzen Stadt. Was ihn eigentlich veranlaßt hatte, sich gerade hier niederzulassen, war nie ganz zu erforschen. War es die schöne, anmutige Gegend des Tales oder der Gedanke, dem bunten Gewerbe hier eine günstige Stätte zu bereiten, war es die aus der napoleonischen Zeit herrührende Furcht vor neuen Kriegen im Westen des Landes, war es ein tiefgehendes Liebeserlebnis oder vielleicht auch nur einer jener seltenen Zufälle im Leben, die den anderen als etwas Besonderes und Geheimnisvolles erscheinen: auch seine eigene Mutter, die im Wagen öfters aus der Rheingegend zu ihm herüberkam, konnte es nicht begreifen, daß sich ihr Sohn Christian, der sich so sehr nach der Welt gesehnt hatte, gerade hier, in diesem abgelegenen ländlichen Städtchen niedergelassen hatte.

Seine Gedanken an die Heimat und vielleicht auch eine gewisse heimliche Sehnsucht nach seiner Kinder- und Jugendzeit veranlaßte ihn wohl nicht zuletzt, sich neben Haus und Werkstätten alsbald einen Garten anzulegen, wie man ihn in der hiesigen Gegend nicht gewöhnt war. Er kaufte zu diesem Zwecke ein unweit des Hauses liegendes, tagwerk-

großes Grundstück, ließ es von Mauern umfrieden und begann dahinter sein unermüdliches Werk. Sobald er in den Werkstätten alles angeordnet hatte, begab er sich zwischen die Mauern des Gartens, um auch hier alle Arbeit genauestens zu überwachen und überall, wo es nötig war, selbst Hand anzulegen. Er ließ den Garten zunächst in zwei Teile scheiden; der vordere, der durch ein Sommerhaus und durch einen Zaun vom hinteren Teil getrennt war, sollte dem Gemüsebau und der Blumenzucht dienen. Diesen Teil ließ Christian in vier sogenannten Quenten anlegen und inmitten dieser Quente einen tiefen Brunnen graben. Der hintere, in eine Spitze zulaufende Teil des Gartens wurde als Obstgarten angelegt. Was Christian an Blumen liebte, an Gemüse schätzte und begehrte, was an edlen Obstsorten gepriesen war, alles ließ er herbeikommen, oft weit her, und manches sogar bis vom Rhein herüber. Eine rüstige, fleißige und besonders zuverlässige Person, die Frau eines Fischers, die sich gerne mit Gartenarbeit beschäftigte, bestellte er als besondere Wärterin des so sehr von ihm geliebten Gartens. Wenn im Frühjahr die dunkle Erde zu grünen und blühen anfang, stand er nach der geschäftigen Arbeit oft schweigend vor dem quellenden Wachstum, als sähe er ein heimliches Wunder.

Er hatte wohl überhaupt das Bedürfnis, nach dem Alltag sich einer anderen Welt zuzuwenden, mit der er sich innerlich tief verbunden fühlte. Daß alles Lebendige scheinbar aus dem Nichts kam, „aus dem unsichtbaren Herzen Gottes“, wie Christian sagte, schien ihn sehr zu bewegen. Dies mochte wohl auch der Grund sein, warum er sich in freien Stunden gern mit Musik beschäftigte; ruhten doch auch alle Töne im scheinbaren Nichts, im „unsichtbaren Herzen Gottes“, bevor die goldene oder dunkle Flöte sie zum Klang erweckte. Ich erinnere mich selbst noch aus meinen frühen Kindertagen an die ziemlich zahlreichen braunen und schwarzen Instrumente, die ich oft im Zimmer des Großvaters bestaunte. Er hatte, bald nachdem er sich im Städtchen niedergelassen hatte, gleichgesinnte Freunde der Musik gefunden und eine kleine Hauskapelle mit ihnen gegründet. Des Abends, besonders an Samstagen, wenn überall die Arbeit ruhte, versammelten sich die Musikanten in seinem Haus, um die Werke der Meister für sich zu erwecken. Leute, die auf der Straße vorbeikamen, blieben stehen und horchten. Es berührte viele wunderbar, was für Töne hier laut wurden; denn es waren ganz andere als jene Walzer-, Polka- und Mazurkaweisen, die sie vom Tanzboden her kannten. Manche schüttelten den Kopf über solche Musik und das Seltsame, das sie empfanden, übertrugen sie auf Christian selbst, indem sie den Zugewanderten eben als einen etwas sonderbaren, um nicht zu sagen, absonderlichen Menschen betrachteten.

Ja, er schien ihnen ganz anders zu sein, als sie selbst waren. Besaß er doch auch, was kein anderer eingessener Bürger der Stadt besaß, eine eigene Bibliothek, die sie als das Unnützeste betrachteten, was ein Mensch besitzen konnte. In einem Biedermeierregal, dessen äußere, braune Randleisten aus Kirschbaumholz blank wie geputztes Gold leuchteten und dessen Innenwände eine überaus zarte, rötlichblaue, fast violette Tönung zeigten, hatte er, hinter einem langen, dunkelgrünen Vorhang geborgen, seine Schätze gesammelt. Neben einer überaus zahlreiche kleine Bände

umfassenden Schillerausgabe und neben den Werken Goethes standen hier verschiedene Bibelfassungen, meist mit köstlichen Kupferstichen versehen, alte, dickbändige, gleichfalls illustrierte Heiligenlegenden, Bücher des allgemeinen Wissens, gebundene Zeitschriften, Werke über das Handwerk und dergleichen. Fast alle Bücher waren kostbar gebunden, zeigten meist lederne Rücken und kunstvoll eingesetzte graue, blaue und grüne Rückenschilder, als ob die ganze Bibliothek schon äußerlich anzeigen wollte, was für Schätze im Innern verborgen seien. Seine lange, bis zum Boden reichende Pfeife rauchend, saß Christian in stillen Stunden, in einem langen, dunkelbraunen Hausmantel, oft vor seinen Büchern und las.

Einen eingemauerten Garten anlegen, Musik machen und Bücher lesen, erschien, wie schon gesagt, den meisten übrigen Bürgern als etwas Absonderliches; doch, obgleich sie selbst derartiges verschmähten, konnten sie nicht umhin, Christian heimlich zu bewundern und ihn, zumal er ein überaus tüchtiger Geschäftsmann war, ihre Achtung zu bezeigen. Jedenfalls dauerte es nicht lange, bis sie den Zugewanderten zu ihrem Bürgermeister wählten und ihm das leitende Amt im Rathaus übertrugen. Nun ist es allerdings schwer, Recht unter den Menschen walten zu lassen, und es ist um so schwerer, wenn der Ordnende und Richtende selbst ein Gerechter ist. Denn die absolute Gerechtigkeit übersteigt meist das Maß des Menschlichen, und so empfinden viele Erdenbürger etwas Ungerechtes eher und leichter als gerecht als das wirklich Gerechte; denn die meisten Menschen glauben nur dann eine Gerechtigkeit zu sehen, wenn sie recht und die andern unrecht haben. Daß sie selbst unrecht und die andern recht haben, vertragen nur wenige irdische Seelen, und so erscheint ihnen nur derjenige als der Gerechte und Ordnende, der sie begünstigt und die andern unterdrückt. Nur so finden sie, daß alles gerecht zugeht auf Erden.

Nun war aber Christian ein Mensch, der sich wirklich bemühte, in allen Amtsdingen gerecht zu sein, und so kam es denn, daß er, wie jeder Gerechte, alsbald seine Feinde fand. Ja, es standen derartige Feinde unter den Einwohnern der Stadt gegen ihn auf, daß Dinge geschahen, die Christian erschütterten.

Es war an einem wunderbaren, wolkenlosen Tag des frühen Sommers, als sich Christian, bevor er die Arbeit in den Werkstätten begann, wie fast alltäglich zu solcher Zeit, in den Garten begab, um sich an der sich überschwenglich entfaltenden Natur zu erfreuen. Der Tau lag noch auf den grasigen Gängen, auf Blüten und Blättern der Beete, und es war ein Leuchten, das Christian bis ins Innerste berührte und erfreute. Auf den um jedes der Quente herumlaufenden langen Randbeeten blühten neben kaum übersehbaren Nelkenreihen bereits die Lilien und ersten Rosen, wachzarte, sogenannte „Herzchen“ hingen hundertfach an den dichten, dunkelgrünen Stöcken, gelbgestreifte Grasbänder schlangen sich in das Morgenlicht, und über allem lag ein Duft von Würze und Frische, der das Herz beglückte. Der große, hölzerne Pumpbrunnen in der Mitte des Gartens leuchtete, und Christian zog einige Male am Schwengel und befeuchtete Stirn und Wangen mit dem herausquellenden Wasser, als wollte er die gesunde Frische dieses Morgens leibhaftig an seinem Körper spüren. Er-

quickt ging er weiter, während über ihm die Vögel flogen und sangen, dem Gartenhaus zu, um sich von hier aus dem hinteren Teil des Gartens, der Obstpflanzung, zuzuwenden.

Wie erschrak er aber da mit einem Mal, sein Schritt stockte, und sein Atem setzte einige Augenblicke aus; denn es war kaum zu fassen, was er erblickte. Als wäre er plötzlich, mitten am klarsten, hellsten Morgen in einen schweren nächtlichen Traum versunken, so kam es ihm vor. Lagen da nicht die meisten jungen Bäume, die er gepflanzt hatte, am Boden? Durcheinander, übereinander, als hätte ein Sturmwind den Garten durchgefegt und alles niedergebroschen! Aber die Nacht war doch windstill gewesen. Christian erinnerte sich, bis nach Mitternacht gelesen und dann noch zu den schweigenden Sternen emporgeschaut zu haben, bevor er zur Ruhe ging. Und nun lag da am Morgen die ganze Pflanzung am Boden. Christian wagte kaum, sich niederzubeugen und alles genau zu besehen; doch schon der erste Blick zeigte ihm, was hier geschehen war. Hier hauste keine blinde Gewalt der Natur, nein, menschlicher Haß wehte ihm noch jetzt entgegen; denn Stamm für Stamm war mit einer Säge in der Nähe des Bodens abgeschnitten worden. Man sah noch die Schritte im zertretenen Gras, und an jener Stelle der Mauer, wo die Übeltäter eingestiegen sein mußten, waren die zum Schutz vor Nässe angebrachten Platten aus Juraschiefer beschädigt. Mit welcher Liebe und Mühe hatte Christian alles angelegt, und nun lag das, was zur Fülle des Lebens werden sollte, tot am Boden. Es war ein jämmerliches, bis ins Innerste erschreckendes Bild; nicht deswegen allein, weil der Obstgarten zerstört war, vielmehr, weil so etwas durch Menschenhand geschehen konnte. Nicht wer es tat, schien für Christian in dieser Stunde das Entscheidende und Bewegende zu sein, ja er, der Gerechte, dachte gar nicht daran, den Übeltäter aufzuspüren und bestrafen zu lassen, erschütternd war für ihn der Gedanke: daß es überhaupt jemand tat, daß es jemand, der sich Mensch nannte, über das Herz brachte, diese ganze junge, unschuldige Pflanzung einfach umzusägen und den Garten zu zerstören.

„Daß es solche Menschen gibt“, sagte Christian, „möchte einem das Leben verdrießen.“

Der geheimnisvolle Tropfen

Damals beschäftigte sich Christian sehr mit dem Gedanken, Haus, Geschäft und Garten zu verkaufen und wieder aus der Gegend wegzuziehen. Daß Christian trotzdem blieb, dazu bewog ihn damals seine Frau, die als Tochter eines Goldschmieds im kleinen Städtchen geboren, ihre Umgebung nicht verlassen wollte. Fast etwas lächelnd hängt ihr Bild neben dem Christians. Wenn ich sie so betrachte, habe ich oft den Eindruck, als wollte sie sagen: „Gott führt uns auf allen Wegen und er allein weiß es, warum.“ Ja, so würde sie wohl sagen, wenn sie noch sprechen könnte; denn sie war, wie wir bald hören werden, eine fromme Person.

Etwas ungemein Harmonisches liegt in ihren jugendlichen Zügen, und die äußere Schönheit ist wohl der Spiegel ihrer inneren Welt. Um die hohe Stirn schließt sich in zwei seitlichen, glatten, bis zu den Schläfen reichenden

Wellen das dunkle, sorgfältig gescheitelte Haar, das sich nach hinten in einer goldenen Ringelhaube verliert. Die überaus lebhaften, unmittelbaren Augen unter den geschweiften Brauen, die edle, geradlinige Nase, die ebenmäßigen Lippen und das schlanke, ovale Kinn vervollständigen sich zu einem anmutig geschlossenen Gesicht, dessen längliche Form durch die langen Ohrgehänge noch betont wird. Um den Hals schließt sich ein aus vielen feinen Silberketten gefügtes, vorne mit einer Kapsel versehenes Halsband; ein tüllartiger, am Rande mit Spitzen versehener Kragen legt sich über das helle, durch eine Schmucknadel zusammengehaltene Schultertuch, das sich nach vorne in einem dunklen, mit kostbaren Schnürgehängen verzierten Mieder verliert; die reich gerafften und gefütterten weißen Seidenärmel, die das Bild seitlich begrenzen, fallen wie sanfte Hänge von den schlanken Schultern nach unten und schaffen so gleichsam einen breiteren Sockel für das über allem ragende, aufrechte, fast steile Gesicht. Als trüge dieses Gesicht den Abglanz eines himmlischen Lichtes auf sich, ähnlich wie die oberste Spitze eines aus der irdischen Tiefe aufragenden Turms, so mutet es mich an, und so mag es in Wahrheit wohl auch gewesen sein; denn sie war, wie ich schon sagte, eine innerlich fromme Person, die sich in allen Anliegen des Lebens gläubig und vertrauensvoll an die Tore des Himmels wandte.

Oft wurde es mir erzählt, mit welcher inniger Teilnahme die Großmutter Therese in den Heiligenlegenden und anderen Erbauungsbüchern las, die in der Bibliothek ihres Mannes, des Großvaters Christian, standen. Des Abends, wenn alle Arbeit getan war, saß sie oft bis spät in die Nacht im Schein der Lampe und ließ, genau dem Tage im Kalender folgend, die Geschichten der Heiligen an sich vorüberziehen. Wenn sie dabei im Sommer die Fenster offen hatte und die Nachtluft einströmen ließ, kamen die nächtlichen Falter bisweilen derart zahlreich in den Raum, daß es um den Kopf der Lesenden zu schwirren begann. Es sah aus, als umtanzte die geflügelte Kreatur der Erde ihr sinnendes Haupt, in dem sich bei der Lektüre eine wunderhafte Welt spiegelte. So sehr vertieft war Therese im Reich des Göttlichen, daß sie sich kaum regte inmitten der Unruhe der nächtlichen Falter, als wäre die Welt außer ihr wie versunken. Ja, sie hatte die Gabe, sich derartig zu versenken, daß sie das Gelesene wie unmittelbarste Gegenwart empfand.

Auf diese Weise hatte sie eines Nachts ein Erlebnis, das überaus seltsam und nie zu erklären war. Sie las in der Katharine von Emmerich und war in der Schilderung des Leidens Christi an eine Stelle gekommen, wo erzählt wurde, wie das Blut des Herrn und Heilandes aus den Wundmalen trat, da fiel im selben Augenblick, von oben herab, ein Tropfen, gerade auf diese Buchstelle. Erschreckt sah die Lesende den Tropfen vor sich liegen, denn es war, sie glaubte es nicht anders erkennen zu können, ein Tropfen Blut. Immer wieder besah sie den Tropfen, ja, er blieb rot wie Blut, es war keine Täuschung, und sie blickte, immer noch gleich erschüttert, hinauf zur Weißdecke, von der der Tropfen herabgekommen war. Doch es fand sich nirgends eine Spur, aus der man hätte schließen können, daß etwas herabgefallen sei. Die Weißdecke war trocken, auch zeigte sich nirgends eine rötliche Stelle im leuchtenden Weiß. Woher war also dieser Tropfen ge-

kommen? Während er, auf dem Buche liegend, ganz leicht auseinanderfloß und in das weiche Papier einsickerte, stand die Betroffene noch immer schweigend da, bis in das Innerste berührt. Therese dachte zu träumen, doch es war auch kein Traum, was sie erlebte. Sie griff sich an die Hand, an die Finger, an die Stirn, an Schläfen und Ohr; alles war da wie immer, es war kein Zweifel, daß sie wachte. Der Vorgang blieb also derart unerklärlich und geheimnisvoll, daß sie es nicht einmal wagte, Christian herbeizuholen und ihm von allem zu erzählen. Sie stand nur immer noch vor dem Tropfen wie vor einer Erscheinung, und als nach einiger Zeit das weiche Papier zu trocknen begann, machte sie das Buch vorsichtig zu und stellte es, noch an den Händen zitternd, zurück an die Stelle der Bibliothek, wo sie es genommen hatte.

Erst am nächsten Tag, nachdem Christian sie wegen ihres unruhigen Schlafes beredet hatte, begann sie von ihrem Erlebnis zu erzählen und holte das Buch aus der Bibliothek hervor. Sie schlug es vor Christians Augen auf und Christian sah tatsächlich auch die Spur des eingetrockneten Tropfens. Er schwieg lange; dann überprüfte er die Weißdecke des Zimmers; als auch er nichts entdecken konnte, was auf das Durchsickern einer Feuchtigkeit hätte schließen lassen, fragte er, ob Therese nicht vielleicht etwas Wasser in das Haar gebracht hätte, möglicherweise in der Küche, oder ob sie sich nicht aus dem Fenster in die kühle Nacht hinausgelehnt habe? Vielleicht habe sich gar ein Tropfen Tau auf ihrem Kopf gesammelt und sei im Zimmer von ihrem Scheitel auf das Buch gerollt. Der Tropfen könnte ja rötlich erschienen sein oder wenigstens dunkel, und wie leicht hätte sie dieses Dunkel im Licht der Lampe wie einen rötlichen Schein wahrgenommen. Alles mögliche erwog man, doch Therese erinnerte sich nicht, so spät in der Küche gewesen zu sein, noch sich in die kühle Nachtluft hinausgelehnt zu haben. So war und blieb dieses Ereignis ein Geheimnis; man wollte es weder als Wunder annehmen, da man sich dem Göttlichen gegenüber viel zu gering und unwürdig fühlte, von einem Wunder berührt zu werden, noch konnte man auf natürliche Weise eine Erklärung finden.

Doch der Tropfen war gefallen, ob auf natürliche oder wunderhafte Weise, und er war so tief in das Innere von Theresens Herz gefallen, daß sie diese Spur nie mehr auswischen konnte und wollte. Ihre Frömmigkeit steigerte sich mit den Jahren nur noch mehr und ihr Vertrauen zu Gott war unerschütterlich.

Das Vergängliche

Für Harald Kreutzberg

Heute ist es noch da und scheint wiederholbar:
die flüchtige Schrift unserer Füße auf dem
unbeschreibbaren Grunde der Erde, der Hände
Ruf an die echolos lächelnde Luft,
der Aufblick zum allzu entfernten
Spiegel des Himmels . . . Hoffnung, Freude, Verzweiflung —
heute darf sie noch gelten und wahr sein:
jegliche Regung, die uns bestätigt und neu trifft
mit dem Anhauch der Schöpfung,
wahr wie ein Märchen, das wir noch glauben
kindlichen Sinnes und das doch nur
heimlich die Regel uns mitteilen möchte:
die Regel vom Ende.

Eben trieb noch, wie Blüten, der Leib
unerschöpflich Gebärden, die dufteten, reiften und fielen,
pflanzte das helle Auge unzählige Sterne
an den Hängeboden der Bühne, wechselten
Zeiten, Plätze, Geschicke . . . Alles gehorchte
dem Schlachtruf des tanzenden Herzens!

Ach, unzählige Male hat es gerufen und wird es rufen,
und das fiebernde Heer der Muskeln und Sehnen,
alle werden sie folgen, die todgeweihten Legionen,
sich zu verzehren und unaufhörlich
Sturm zu laufen, damit er bestünde,
dieser Name, in der unbeschreibbaren Erde,
der weichenden Luft und der wächsernen
Tafel menschlicher Herzen.

Doch wer könnte es retten, das alt-junge Lächeln,
wer den leisen Triller der Füße, den seligen
Arm, der den Wuchs von Blumen beschämt?
Und wäre es möglich — was hieße es. Nur einen Ton,
ein Wort würde es retten aus dem langen,
nie beendeten Liede des Lebens.
Denn hier ist alles beisammen:

Niemals werden wir wissen, an welche
Götter unser Leben zurückfällt und werden es dulden.
Aber daß es sie gibt und daß sie uns segnen
oder verfluchen und daß sie Altäre
wünschen, ein wenig bestechlich oder doch gnädig
sind, ach, daß sie erbarmend, wie durch einen
Tropfen Blutes verwandt, mit dem Gezeugten verfahren —

wer von uns könnte ertragen zu leben
ohne diese geheime Erwartung,
ohne das Lied, das uns Götter erschafft.

Denn in den Liedern fängt sich die Gottheit. Choräle
sind riesige Jagden von vielen, sind Treiben.
Herren und Knechte umzingeln und stellen
vereint den Gesuchten; und einem gehört er,
der ihn erlegt und verteilt. Aber manchen
kommt der Gesuchte freiwillig in einem Verse,
einem jungen Lied, und nicht jeder erkennt ihn.
Einmal gebiert ihn der Mond, zum andern ein Auge,
eine Träne vielleicht. Denn Gott lebt im Runden.
Alles Runde ist groß, ist unendlich.

Aber das Endliche lockt uns, der Winkel, die Falte —
bis in das Fleisch und die Lust. In den Ecken
hält sich der Staub und nistet der Teufel.
Und ob wir, wie Luther, mit einem Wurf
ihn angehn oder mit Kappe und Schellen —
wir bleiben die Töpel: wir jagen uns selbst
im grotesken Phantome des eigenen Schattens.
Alles, was aus Unendlichem kommt,
behängen wir mit einem endlichen Kleide:
so Gott mit dem Teufel, den Tod mit künstlichen Blumen,
den ewigen Frühling mit unseren kurzen Gelüsten.
Schwüre schießen wie Löwenzahn, zahllos und überall,
und teilen sein Schicksal: ein Windhauch
bläst sie spöttisch davon. Unsere Liebe
ist doch meist nur ein Hunger
nach dem eigenen Selbst. Wir tragen zwei Masken
auf einem Gesicht: den Liebenden
und den Geliebten.

Sind die Masken veraltet, so flieht die enttäuschte
Hoffnung in das Erinnern, wo wir sie rahmen, verwahren
wie einen Schultschein des Schicksals an uns. Aber plötzlich
löst sich der Rahmen und klappt auseinander und hängt
wie eine Sense herab. Und nun mähen wir selber
die letzten Herbstzeitlosen vom Grabe der Liebe.

Hätten wir nicht die Sterne, die feststehn,
wo uns alles entflieht, und träten nicht manchmal
rasch mit nacktem Gesicht, erhitzt von dem Karnevale
des Lebens hinaus in die Nacht,
ihrem Liede zu lauschen, zu baden den brennenden Blick
in dem unendlichen Becken des ruhenden Himmels —
wie könnten wir fortfahrn im alten Kalender,
immer zu gleichen Spielen bereit mit dem gleichen
Spielzeug im immer gleichen Lauf der Gezeiten . . .

Aber — was änderts . . . Wir nehmen ja alles,
was uns geliehen ist, mit der gelassenen
Geste des Gläubigers an: Frühling und Sommer,
Früchte und Schnee, Seelen und Leiber. Doch wehe,

wenn uns das Schicksal enterbt und wir schwinden
sehen, was uns verwahrt schien!

Hiobs Hader mit Gott hat kein Ende. Die Enkel
haben den Enkeln die Armut vermacht und den Aussatz
für immer. Aber hatte auch jener
alles zu dulden — ihm glänzte, verborgen im schütterten
Haupthaar, die Perle der Demut.

Diese aber wissen es anders. Von Formeln und Dogmen
erwarten sie Rettung und spotten der Einfalt.

Mit immer hohleren Zeremonien, den Pfauen entlehnt,
treiben sie Hofstaat in morschen Palästen,
brauen ihr Tränklein und leiern ihr Sprüchlein.

Was unterscheidet sie von den Vogelscheuchen? Sind diese
mehr nicht im Rechte zu glauben, es wüchs' und gediehe
alles in Garten und Feld nur durch sie, wenn jene
sich brüsten, daß noch die Maulwürfe graben, die Winde
säen, der Regen die Frucht trinkt?

Laßt ihnen Regen und Maulwurf. Sein sind die Winde!

Diese dem Herzen entsprungenen Söhne der Wildnis,
aufgebrochen zu endlosen Fahrten, Lauscher
an den Wänden der Trennung, zärtliche Schmeichler
an den Wangen der Nacht, seine, des Tänzers,
Herzbrüder, Hehler und Trommelschläger
zu siegreichen Schlachten, zu sieglosem Ende.

Fühlt er doch, wie sein Leben abnimmt mit jedem
Wechsel der Kleider, jeder Gebärde; wie jeder der Schritte
unauffindbar zurückbleibt. Er weiß es,
daß er dereinst nichts zurückläßt als dies:
ein paar Masken, Schuhe, Kostüme und Bänder,
ein verblaßtes Erinnern aus Bildern, Notizen, Gesprächen...
Aber all dieses, das er war: die Anmut, das Leichtsein,
die Schwingung des Raumes, den er beseelte, der Nachhall
seiner getanzten Musik in den Herzen, das redende Antlitz —
wird ihn verlassen, noch vor seinem Atem,
und aufhörn zu sein.

All dieses weiß er und tanzt uns die Tänze des Lebens,
unsere immer gewollten und niemals gekonnten
Schritte tanzt er und tanzt die Gestalten, die vielen,
deren wir manche zu leben versucht, und nur eine
gelang uns, und diese nur schlecht. Er aber
kennt sie und tanzt sie.

Und wir tuens ihm nach. Und mit Recht. Auf den Fersen
ist uns der Tod, und wir tanzen. Täglich
schreiben wir unseren flüchtigen Namen
in die unbeschreibbare Erde, die weichende Luft
und auf die wächserne Tafel menschlicher Herzen.

Jene nehmen ihn nicht. Und auch diese wahrte ihn
nur für vergängliche Frist. Doch zu wissen,
daß sie ihn annimmt, ist tröstlich.

Der Grabstein

Erzählung

Damals war der Platz hauptsächlich mit Holunder und Weichselkirschbüschen bestanden, und in einer Ecke lehnte ein Schuppen, vor dem allerlei Steine herumlagen, große und kleinere, behauene und unbehauene. In manche war ein Name, ein Palmenzweig oder ein Vers eingemeißelt, und auf einem konnte man einen mit Eichenlaub bekränzten Weltkriegsstahlhelm und darunter ein Todesdatum erkennen. Das Datum war aber nicht ausgehauen, der Steinmetz war nur bis zum Monat gekommen, das Jahr fehlte; vielleicht war der Bildhauer darüber gestorben, oder er hatte angefangen zu trinken zwischen all seinen Grabsteinen, oder er war weggegangen, irgendwohin, wo die Menschen sich für weniger wichtig nahmen und sich mit einem Holzkreuz begnügten.

Die Grabsteine jedenfalls hatte er zurückgelassen, sie hatten eine Zeitlang herumgestanden; ein, zwei Auftraggeber hatten die ihren abholen lassen, die anderen benagte der Regen, bleichte die Sonne, Eidechsen wärmten sich auf ihnen, Tausendfüßler krochen über sie weg, Ackerwinde krallte sich in ihre Poren, und allmählich zerfiel der Schuppen, die Schotterauffahrt wuchs zu, und die Grabsteine begannen genau so grau zu werden und sich mit Moos zu beziehen wie ihre bediensteten Brüder, die auf dem Friedhof standen.

Indessen schob sich die Stadt, an deren Rand der Platz lag, immer näher an ihn heran. Schon sahen von zwei Seiten hohe, reklamebedeckte Brandmauern über die morschenden Planken, wurde hier mal ein ausgedienter Eimer, dort eine rostig gewordene Kaffeemühle herübergeworfen, und flohen die Distelfinken, die ihn längst als ihr Reich betrachtet hatten, zum weiter entfernt liegenden Friedhof hinüber, wo sie ungestört waren: da begann sich hinter dem Außenrande des Platzes das Jahre hindurch unwirtlich gebliebene Brachland unversehens in ein Laubengelände zu verwandeln. Graue und schwarze Teerpappenwürfelchen schossen auf, auch ein paar blechbenagelte Wohnlauben gesellten sich zu ihnen, und eines Abends kam von dort her ein Arbeitsloser über den Zaun gestiegen und stieß, auf der Suche nach Altmetall, auch auf die verwahrlosten Grabsteine. Da er gerade die Grube fürs Fundament seiner Laube ausgehoben hatte, besann er sich nicht lange, er wartete, bis es Nacht war, dann kam er mit einem Leiterwagen, dem die Räder vorsorglich mit Lappen umwickelt waren, zurück und verlud, von seiner Frau unterstützt, einen Grabstein nach dem andern, um sie als Fundament für die Laube zu ver-

wenden; was dann auch geschah. Ein Grabstein allerdings blieb auf dem Platz: der mit dem Helm und dem nicht ausgemeißelten Jahr drauf; er war zu tief ins Erdreich gesunken, der Mann und die Frau hatten ihn nicht herausheben können.

Die beiden hatten, um mit ihrem Leiterwagen besser wegzukommen, eine Plankenwand niedergelegt, und von nun an war es mit der Ruhe des Platzes auf lange Zeit vorbei. Zuerst einmal machte sich eine Schar Jungen auf ihm breit, die von hier aus ihre Obstraubzüge in die umliegenden Laubenkolonien unternahmen. Sie hatten sich, ausgehend von einem nicht in Betrieb genommenen Kanalstollen, unter den Holunderbüschen eine Höhle gegraben, die Wurzeln, die ihnen im Wege waren, hackten sie ab, so daß die zwei größten Holunderbüsche abzusterben begannen. Doch dann fanden sie einmal die Leiche einer jungen Frau unter den Büschen, in dem Brief, den sie bei sich trug, stand, sie wäre lieber zu Hause gestorben, aber sie hätte zu große Angst vor der Wirtin gehabt; so war sie hierher gekommen. Nun war den Jungens der Platz verleidet; doch ein Geschäftsmann, der durch die Zeitungsmeldung, jenen Selbstmord betreffend, auf das Gelände dort aufmerksam geworden war, besichtigte ihn kurz darauf, und da die Stadt längst um den Platz herum gewachsen war, erkundigte er sich unauffällig, wem er gehörte; denn er hatte vor, ein Kaufhaus auf ihm zu errichten.

Der Platz gehörte niemand; also dem Staat. Doch der Geschäftsmann hatte Beziehungen, es fiel ihm nicht allzu schwer, das Gelände zu erwerben, und eines Tages wurden die Mäuse, die Grillen und Eidechsen durch ein heftiges Erdbeben geweckt; verängstigt kamen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und da waren schon zwei Betonmischmaschinen am Werk, ein Kran fuhr herum, Backsteine, Leitern und Gerüstbalken wurden abgeladen, und nicht lang, und das Betonfundament war ausgegossen, und man begann das Gerüst zu errichten und die Außenmauer zu ziehen. Doch der Geschäftsmann hatte die Zeitung zu unaufmerksam gelesen, es war ihm entgangen, daß eine Gruppe an die Macht gelangt war, die nicht wollte, daß seinesgleichen durch Fleiß zu Wohlstand gelangte. Schon waren viele seiner Bekannten an ihren Geschäften gehindert und in Lager verwiesen worden, da verlangte man auch von ihm, sein Bauvorhaben einzustellen, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als es kurzerhand abzublasen.

Wieder lag der Platz lange Zeit ungestört da; die Gerüste und Backsteine zwar waren abgeholt worden, doch über die erhärteten Betonhügel und die eben begonnenen Grundmauern hinweg fing die Ackerwinde wieder zu wuchern an, Kamille- und Hederichsamen sprengten Risse ins Fundament, Regen sammelte sich in den Ritzen, Klettentrupps und Distelgruppen fielen über vergessene Bündel von Eisenkrampen her, und eines Tages rastete eine Schar Zeisige auf dem Mauerrest; sie war zuvor in die Birken des Friedhofs eingefallen; und den Sommer darauf hatte in einer der mit kärglichem Staub gefüllten Mauerspalten ein Birkensamen Wurzel geschlagen, der im Lauf des Jahres zu einem regelrechten Bäumchen heranwuchs, das an dieser Stelle allmählich die ganze Mauer zer-

störte. Auch die Mäuse und Eidechsen waren bald schon wiedergekommen. Zwar übten sommers jetzt manchmal uniformierte Zwölfjährige Zeltbau, Abkochen und Sich-hinwerfen auf dem Platz, doch er war groß, das verlor sich.

Und dann zogen abermals neue Gäste auf dem Platz ein. Die Stadt war weitergewachsen, und man fing an, den Platz zum Schuttabladen zu benutzen; das lockte die Ratten an. Sie gediehen prächtig, denn den Menschen, die noch gestern arbeitslos in den Lauben am Stadtrand gewohnt hatten, ging es jetzt gut, und sie ließen viel schlecht werden. Auch die Eidechsen profitierten davon, denn der Kehricht lockte Scharen von Fliegen herbei.

Aber dann hörte der Kehrichtnachschieber mit einem Schlag auf, es kam nur noch Asche, und dann blieb auch die weg. Eine Weile hatten die Ratten noch zu fressen, doch schließlich war alles durchwühlt, sie zerstreuten sich wieder, und die Mäuse traten ihre Nachfolge an; sie durchzogen die Schuttberge mit dem fein verästelten Geäder ihrer Gänge, bis jene einzusinken begannen. Brombeeren und Königskerzen stellten sich ein, und bald waren die Schuttberge eingeebnet und mit einem dichten Teppich aus Taubnesseln, Vogelmiere, Nachtschatten und allerlei Rankenpflanzen bedeckt, der Hausrotschwanz kam, der Fliegenschnäpper, ein Amselpaar nistete im Holunder, und nachts konnte man jetzt auch das Schluchzen des Sprossers aus den Weichselkirschbüschen hören.

Indessen waren die Fliegenschwärme über den Schutthügeln von Flugzeuggeschwadern am Himmel abgelöst worden, und kein Tag verging, ohne daß nicht fast stündlich ein dicht gestaffeltes Feld über den Platz dahindonnerte. Der Lärm der Maschinen riß schließlich gar nicht mehr ab, so daß nach und nach alle Vögel, die sich auf dem Platz heimisch gefühlt hatten, fortzogen; und, einem merkwürdigen Instinkt folgend, verloren sich auch die Eidechsen. So kam es, daß die erste Bombe, die auf den Platz fiel, obwohl sie einen großen Krater aufriß, nur ein paar Mäuse tötete, was die übrigen Mäuse jedoch nicht weiter beeindruckte; das Unheil war viel hundertmal größer, als ihre winzigen Hirne es hätten fassen können.

Nun gingen fast Nacht für Nacht Bomben um den Platz herum nieder, und oft genug geschah es, daß sich verängstigte Menschen, die nicht mehr rechtzeitig in ihre Keller gelangt waren, hinter seinen Schutthügeln, seinen Grundmauerresten, dem stehengebliebenen Grabstein und den Holunderbüschen vor den Bomben verbargen, froh, inmitten ihrer Steinwüste noch einen Fleck Erde gefunden zu haben, der nachgab, wenn man die Stirn auf ihn drückte.

Jene Bombe sollte jedoch auch die einzige bleiben, die auf dem Platz niederging; ja, es schien, als wäre selbst sie nur aus Versehen auf ihn gefallen; denn als dann alles zu Ende war, hatte der Krieg zwar viele Häuser ringsum zerstört, auf dem Platz jedoch wuchsen noch die gleichen Kletten- und Taubnesselbüsche wie vor Jahrzehnten. Die Menschen im Umkreis, die übriggeblieben waren, nahmen das auch zuerst als ein Wunder; dann

aber begruben sie ihre Toten auf dem Platz, teilten das übrige Land mit allerlei Blechstücken und verrosteten Bettstellen in Beete ein und zogen sich Kohl und Kartoffeln darauf. Das ging so ein Jahr, dann kam ein Frühjahr, das zwar den Zitronenfalter und den Kohlweißling noch über den Platz wehen ließ, doch die Beethaber blieben aus; es begann ihnen besser zu gehen, sie brauchten ihr notdürftig abgestecktes Fleckchen Erde nicht mehr.

Sofort machte sich die Ackerwinde daran, ihr verlorengegangenes Gebiet zurückzuerobern, ein Vortrupp Hederich folgte, Löwenzahnfallschirme kamen, Kamille stieß vor, und in Kürze schon hatten die Pflanzen dem Platz sein altes, einigen wenigen Umwohnenden bereits seit Jahrzehnten vertrautes Gesicht wiedergegeben.

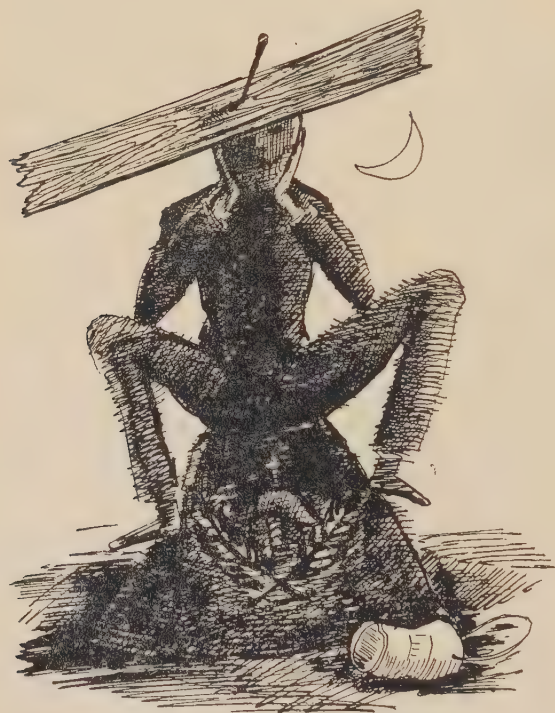
Allmählich wurden nun auch die ringsum in Mitleidenschaft gezogenen Häuser entweder abgerissen oder ausgebessert, und schon stieg auch wieder das erste Baugerüst aus den Trümmern empor, ein Heer glutroter Backsteine folgte, verdichtete sich zu einer immer höher ansteigenden Wand, und nun gesellten sich, rund um den Platz herum, immer mehr Neubauten hinzu, fast alle dem erst errichteten gleich: vierstöckig, langgestreckt, schmal und mit engen Fenstern und schulklassenähnlichen Räumen dahinter, umgeben sämtlich von einer gut drei Meter hohen Mauer, die, zu einem weiten Bogen ausholend, auch den Platz mit umfaßte.

Und dann stand eines Morgens ein hemdsärmeliger Mann auf dem Platz, kaute auf seiner Pfeife herum, sah prüfend um sich und dirigierte eine lange Kette von Lastwagen, die mit Schienen und Kipploren beladen waren, herein; und in wenigen Wochen schon war der Platz nicht wiederzuerkennen: er war glatt wie ein Tanzboden, Kiesberge türmten sich auf ihm, Dampfwalzen fuhrten herum, und jetzt stellte sich auch heraus, daß er von vornherein in das große Neubauprojekt mit einbezogen gewesen war; er war, in seiner jetzigen Form, gar nicht mehr wegzudenken zwischen den ihn hufeisenförmig einschließenden Backsteinbauten.

Nur an einer einzigen Stelle war noch eine Unebenheit vorhanden, der leitende Vermessungsbeamte hatte sie zuerst für ein Stück dort unvermutet zutage tretenden Felsens gehalten und ihre Beseitigung daher bis zuletzt aufgehoben; doch nun, da die mit den dreistöckigen Betten, den Mannschaftsspinden und Strohsäcken beladenen Lastwagen vor den Neubauten hielten, und auch die Latrinen ihrer Vollendung entgegengingen, nun machte ihm jene Erhebung doch Kopfzerbrechen; er setzte ein Sonderkommando ein; doch vergeblich, die Walze hatte den Boden wohl zu störrisch gemacht, die Männer kamen dem vermeintlichen Felsen nicht bei. Erst als der Kies schon ausgestreut und glattgewalzt war und eben eine Kommission zur Besichtigung des umgestalteten Platzes eintraf, gelang es dem Baustellenleiter, noch einmal einen Kran freizubekommen. Die Maschine kam angefahren, ihr Greifmal packte zu, und vor den Augen der Kommission brach es einen knapp anderthalb Meter hohen Grabstein aus dem steinhart gewalzten Boden heraus, er war zwar schon sehr verrottet, doch man konnte noch deutlich einen Weltkriegsstahlhelm auf ihm erkennen, er war mit Eichenlaub bekränzt, darunter war ein Todesdatum

eingemeißelt, genauer: nur Tag und Monat, das Jahr schien dem Steinmetzen nicht wichtig gewesen zu sein, oder er hatte es ganz einfach vergessen.

Man hielt sich jedoch nicht lange bei diesem Fund auf, das Loch wurde planiert, eine Walze fuhr darüber hin, und schon Wochen darauf schallten die ersten Kommandos über den Platz.



Zeichnung: Rolf Wagner

Mann über Bord

Erzählung

Ich kannte Roth seit damals, als er — es war vor zehn Jahren — an einer schweren Blutvergiftung darniederlag. Zu jener Zeit war ich Chefarzt an dem Krankenhaus, in das er eingeliefert wurde. Sein Leben stand auf Messers Schneide. Ja, ich wüßte keinen treffenderen Ausdruck, um den Zustand zu bezeichnen, in dem er sich befand. Aber als ich es ihm sagte, als ich ihm eröffnete, daß man, um ihn zu retten, seinen rechten Arm werde amputieren müssen, schoß jäh die Röte in sein bleiches Gesicht. Mit einem Ruck richtete er sich im Bett auf.

„Den Arm?“ ächzte er. „Niemals. Eher krepier' ich, bevor Sie auch nur den kleinen Finger da bekommen, das sag' ich Ihnen, Herr Doktor!“

Ich zweifelte keinen Augenblick, daß es ihm damit so ernst wie möglich war, und ebensowenig zweifelte ich daran, daß er seinen Eigensinn teuer würde bezahlen müssen. Dennoch gab ich mir keine sonderliche Mühe, ihn umzustimmen, konnte ich mir doch selber nicht recht vorstellen, wie dieser Mensch als einarmiger Krüppel weiterleben sollte. Man mußte den Mann kennen, mußte ihn gesehen haben, diesen Goliath an Gestalt und Körperkraft, um zu verstehen, daß sein Dasein und seine Kraft ein unzertrennliches Ganzes bildeten. Ihn dieser Kraft berauben — und darauf wäre die Amputation ja letztlich hinausgelaufen — das hätte bedeutet, sein Leben von der Wurzel her zu zerstören. Unter diesen Umständen mochte es also wirklich am besten sein, den Dingen in Gottes Namen ihren Lauf zu lassen. Und merkwürdig! Das kaum für möglich Gehaltene, an ein Wunder Grenzende, hier vollzog es sich: von Stund' an besserte sich sein Befinden, und drei Wochen später hatte sein Wille zum Leben endgültig den Sieg davongetragen. Gesund und munter wie je konnte er auf seinen Arbeitsplatz bei der Expeditions- und Lagerhausgesellschaft Backhaus & Söhne zurückkehren, bei der er seit mehr als fünfundzwanzig Jahren als Ladearbeiter beschäftigt war.

Ein Jahr später gab es sich zum zweitenmal, daß ich den Mann ärztlich zu betreuen hatte. Damals war eine Zeit der Lohnkämpfe. Streiks brachen aus und griffen um sich, aber Roth, der vor kurzem Vorarbeiter geworden war, hielt sich abseits und ging seiner Arbeit nach. Als die Leute vom Streikkomitee erkennen mußten, daß weder ihre Überredungsversuche noch ihre Drohungen bei ihm etwas fruchteten, lauerten sie ihm auf und fielen über ihn her. Es dauerte Wochen, bis ich ihn zusammengeflickt hatte. Ein paar gebrochene Rippen, ein schwerer Bluterguß und eine Gehirnerschütterung, das war nicht etwas, das man eine Bagatelle hätte nennen können. Doch auch die Angreifer hatten ihr Teil abbekommen. Zwei von ihnen befanden sich mit Roth auf derselben Station, nur hatte

ich sie vorsorglich in einen anderen Saal gelegt. Es war für mich beinahe belustigend, Roths Verhalten zu beobachten: seine größte Sorge galt nicht dem Fortschreiten seiner Heilung, sondern der Frage, ob er die Burschen auch wirklich gehörig verdroschen hätte. Nun, über diesen Punkt konnte ich ihn guten Gewissens beruhigen. „Sie haben prächtig draufgehauen“, sagte ich, „es war das reine Schlachtfest.“

Ich sah, wie es ihm guttat. Verzückt starrte er zur Decke empor, als hätte er dort ein Dutzend Rauchsinken entdeckt.

„Wissen Sie“, sagte er, „ich hab’ ja auch so eine richtige fröhliche Wut im Bauch gehabt. Ah, diese Scheißkerle! Glaubten, sie könnten mich müde machen. Wollten mich zwingen, in ihren verdammten Streik einzusteigen, aber mich zwingt keiner, und wenn’s mich den Kragen kostet. Ein Mann muß seinen Stolz haben, denk’ ich. Und das ist es, was die Burschen nicht verstehen können.“

Das waren starke Worte, und ich hätte sie nicht jedem als gute Valuta abgenommen, aber hier — das konnte man spüren — war Deckung vorhanden. Eigentlich eine großartige Sache, überlegte ich. Nicht zwingen lassen, zu nichts und von niemandem, niemals sich beugen vor Macht und Gewalt — wenn sie nun alle so dächten? Ja, das müßte das Ende der Sklaverei sein, jeder Art von Sklaverei!

Der Mann fing an, mich zu interessieren, und von da an unterhielt ich mich öfter mit ihm, und er gefiel mir immer besser. Als er nach einiger Zeit das Krankenhaus verließ, gaben wir uns die Hände wie zwei Soldaten, die entdeckt haben, daß sie, wenn auch an verschiedenen Plätzen, so doch unter der gleichen Fahne dienen.

Eigentlich hatte ich ihn noch nicht entlassen sollen, denn er war keineswegs schon völlig hergestellt, aber er drängte, nach Hause zu kommen, wo er an seinem Kölner Dom weiterbasteln wollte. Seit Jahren nämlich setzte er seine freie Zeit gewissermaßen in Architektur um, ja, in diese minutiösen Spielereien, die er mühselig und mit größter Geduld aus Tausenden von Zündhölzern zusammenfügte. Bereits waren so ein New Yorker Wolkenkratzer und ein Eiffelturm entstanden, und nun war, wie gesagt, der Kölner Dom an der Reihe. Den Eiffelturm hatte er eines Tages an einen amerikanischen Kuriositätensammler verkaufen können, und der Erlös hätte ihm zu einem gebrauchten Motorrad verhelfen sollen, doch dann war seine Frau krank geworden, und er hatte sie von diesem Geld irgendwohin zur Kur geschickt.

Wenn ich in den folgenden Tagen an seinem Bett vorbeiging, das nun leerstand, erappte ich mich bei der Vorstellung, wie er zu Hause am Küchentisch sitzen und mit seinen großen, schweren Händen behutsam Hölzchen an Hölzchen fügen mochte. Ein Bild, das mich eigentümlich anrührte und nicht losließ. Nun ja, nicht ganz von ungefähr. Wenn jemals einem Bild eine Aussage innewohnte, so doch wohl diesem . . .

Nachdem Roth ganz genesen war, verlor ich ihn für einige Jahre aus den Augen. In dieser Zeit hatte ich die Chefarztstelle im Krankenhaus zugunsten einer eigenen Praxis aufgegeben, und hier war es, wo Roth mich eines Tages aufsuchte. Er war der letzte Besucher in meiner Sprechstunde an jenem Nachmittag; ich vermute, er hatte es so eingerichtet.

Von Rechts wegen dürfe er mich gar nicht belästigen, entschuldigte er sich, denn er sei gesund wie ein Kater auf dem Dach in einer warmen Frühjahrsnacht.

Ich versicherte ihm, daß ich mich aufrichtig über seinen Besuch freue und am meisten darüber, ihn so guter Dinge zu sehen. „Oder“, sagte ich, „gehören Sie etwa auch zu jenen Leuten, die da glauben, daß unsereiner nichts anderes als eine bessere Art von Rezeptautomat sei?“

„Aber Herr Doktor . . .“ sagte er verlegen und treuherzig.

Er hatte sich, wie mir schien, im Vergleich zu früher kaum verändert. Nur in seinen Augen war etwas Neues, ein Ausdruck, der mich beunruhigte. Aber vielleicht täuschte ich mich nur?

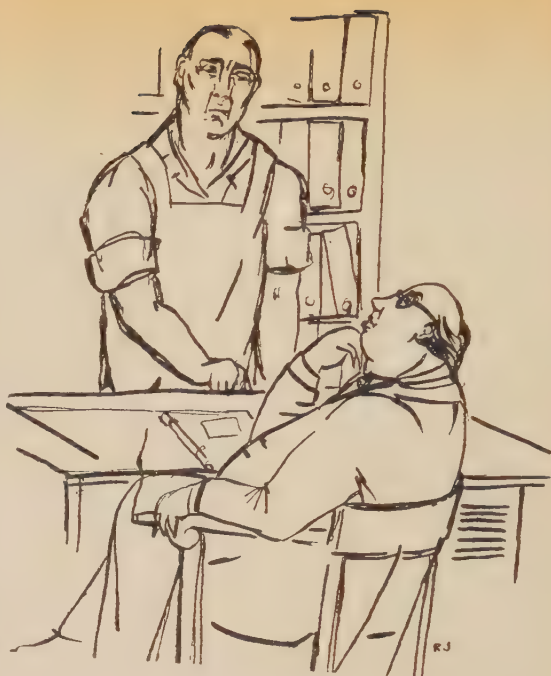
Doch nein.

Nachdem wir ein wenig über dies und jenes gesprochen hatten, überraschte er mich mit der Mitteilung, daß er seinen Arbeitsplatz bei der Lagerhausgesellschaft verloren habe.

„Die Sache hat eine Vorgeschichte“, erzählte er. „Es fing damit an, daß die Halle 6 vergrößert wurde. Das war vor drei Monaten. Ich ging zum Chef und sagte: Herr Backhaus, wäre es nicht richtig, mir noch zwei Leute zuzuteilen? Die Halle ist um ein gutes Drittel größer geworden, und das bedeutet entsprechend mehr Arbeit für mich und die Kumpels. Ich weiß wirklich nicht, wie wir es bewältigen sollen. Ist gut, sagte der Alte, ich will mir das mal durch den Kopf gehen lassen. Nun — dabei blieb es. Nach wie vor mußten wir die ganze Arbeit zu vierten tun, und natürlich fürs gleiche Geld. Wir schufteten wie noch nie, wir schwitzten Rotz und Wasser, mit Verlaub zu sagen, und tatsächlich, irgendwie schafften wir's. Nur, daß mir die Geschichte auf die Dauer zu bunt wurde. Kollegen, sagte ich zu den Kumpels, wenn wir uns hier schon ausquetschen lassen sollen wie die reifen Zitronen, dann aber gewiß nicht fürs neue deutsche Wirtschaftswunder, zum Teufel nein, sondern dann wollen wir doch wenigstens genau wissen, warum und wofür, und deshalb gehe ich jetzt zum Chef und verlange Zulage, vorerst mal für mich allein, und wenn sie mir bewilligt ist, dann wißt ihr ja wohl, was ihr zu tun habt.“

Damit waren alle einverstanden. Ich also stracks hinüber ins Büro und mein Sprüchlein aufgesagt. Aber da hätten Sie den Alten hören sollen! O ein schlauer Fuchs, der! Zuerst versuchte er, mich einzuwickeln. Mich müsse doch irgend jemand aufgehetzt haben, behauptete er, und ich solle ihm nur gleich sagen, wer, damit er den Kerl hinauswerfen könne, er dulde keine Kommunisten in seiner Firma. Ich gab ihm zu verstehen, daß ich nicht der bin, der sich aufhetzen läßt, am allerwenigsten von den Roten. Das müsse er doch eigentlich wissen, sagte ich, er solle nur an damals denken, an die Sache mit dem Streik. Nun, meinte er, dann sei es ja noch schlimmer, als er gedacht habe, denn wenn ich nicht aufgehetzt und angestiftet worden sei, so beweise dies, daß der Geist der Zersetzung und der Unzufriedenheit eben in mir selber seinen Ursprung habe, mit anderen Worten: ich selber sei ein Kommunist, ich wisse es vielleicht nur noch nicht. Ist gut, sagte ich, wenn ich also ein Kommunist bin, dann werden Sie mich wohl hinausfeuern wollen? Nein, sagte er, in Anbetracht meiner langen

Zugehörigkeit zum Betrieb werde er ein Auge zudrücken, aber ich solle mir nicht erlauben, ihm noch einmal mit unverschämten Forderungen zu kommen, zumal in diesen lausigen Zeiten. Nun, ich hätte ihn daran erinnern können, daß er sich durch die ‚lausigen Zeiten‘ ja auch nicht hatte abhalten lassen, einen neuen Mercedes zu kaufen, nur so zum Spazierenfahren, weil ihm sein Borgward nicht mehr gut genug war. Aber nein, dachte ich, mach ihn nicht noch verrückter, und so sagte ich bloß: Herr Backhaus, sagte ich, Sie schei-
scheinen zu glauben, daß es eine Gnade ist, für Sie arbeiten zu dürfen, aber was mich betrifft, so weiß ich eine Firma hier in der



Zeichnung: R. Jungers

Stadt, die schon lange ein Auge auf mich geworfen hat; man würde mir dort sogar gern zehn Pfennig mehr für die Stunde zahlen. Ja, das sagte ich, weiß Gott warum! Vielleicht, weil ich's nicht ertragen konnte, zu allem hin auch noch wie ein Almosenempfänger behandelt zu werden. Doch kaum war es heraus, da antwortete er: Wenn es so steht, will ich Ihrem Fortkommen nicht im Wege sein. Gehen Sie ruhig zu dieser famosen Firma! Und plötzlich schlug er mit der Faust auf den Schreibtisch, daß das Tintenfaß einen Hopser machte, und rief höhnisch: Bei Gott, ich bin der Letzte, der Sie daran hindern will, irgendwo anders als bei uns einen Schmerbauch zu kriegen! Und ehe ich es recht begriff, hatte er auch schon den Telefonhörer in der Hand und gab dem Buchhalter Anweisung, den Lohn und die Papiere für mich fertig zu machen. Und da ging ich und kam mir vor wie ein alter Klepper auf dem Weg zur Abdeckerei . . .“

Roth schwieg und starrte vor sich hin. Sein abwesender Gesichtsausdruck spiegelte wechselnd Verachtung, Verzweiflung und Entschlossenheit.

Ich wagte nicht, ihn nach der anderen Firma zu fragen. Die offensichtliche Tatsache, daß er noch keinen neuen Arbeitsplatz gefunden hatte, sagte ja genug.

Das Schweigen wurde peinlich. Um es zu beenden, fiel mir nichts Besseres ein, als in zuversichtlichem Ton zu bemerken, daß er keinen Grund habe, sich Sorgen zu machen, da ein Mann wie er überall und zu jeder Stunde Arbeit finden werde.

Er schüttelte den Kopf. „Nichts werde ich finden“, entgegnete er, „außer vielleicht hin und wieder ein bißchen Gelegenheitsarbeit. Ich bin fünfundfünfzig — Abfall, Kehricht! Auf den Müll mit unsereinem!“

„Ach, Unsinn!“ sagte ich.

„Nichts zu machen. Kenne das. Hab's bei anderen gesehen.“

In meinem Innern wußte ich, daß er nur allzu recht hatte. Ich kannte selbst ein paar von diesen armen Teufeln. Einmal draußen vor der Tür, blieben sie für immer draußen. Niemand brauchte sie, niemand hatte einen wenn auch noch so bescheidenen Platz übrig. Zu alt! hieß es, wo sie auch anklopfen, und doch waren manche nicht älter als vierzig oder fünfzig. Im Geist sah ich einen langen düsteren Zug vor mir — eine Armee von Ausgestoßenen auf ihrem Marsch ins Nichts . . . Und ich fühlte mit innerster Gewißheit, daß ich mir niemals würde verzeihen können, wenn ich, ohne eine Hand zu rühren, zuließe, daß auch dieser Mann in das Dunkel entglitt.

So fuhr ich am nächsten Tag zu den Lagerhäusern hinaus und ließ mich bei Herrn Backhaus melden. Ich hatte mich darauf vorbereitet, so etwas wie einen zähnefletschenden Bullterrier anzutreffen, aber ich fand einen älteren redseligen Herrn mit einem Gesicht, rund und friedlich wie ein Teich in einem Park, und mit einem Bauch, der von der Vorliebe seines Besitzers für gute und allzu reichliche Mahlzeiten erzählte.

Ich erklärte, weshalb ich gekommen sei, und bat ihn, den Roth wieder einzustellen. Ich versuchte, ihn davon zu überzeugen, daß er einen Menschen, der dreißig Jahre und länger gute Arbeit für die Firma Backhaus & Söhne geleistet hatte, doch nicht mir nichts, dir nichts auf die Straße setzen könne. Warum nicht, meinte Herr Backhaus. Er sei völlig im Recht, zumal da der Betriebsrat die Kündigung nachträglich gutgeheißen habe. Im übrigen habe er nicht das Gefühl, den Roth um Arbeit und Verdienst gebracht zu haben, im Gegenteil: er sei ihm doch nur behilflich gewesen, in Zukunft zehn Pfennige mehr in der Stunde zu verdienen.

„Ach was“, platzte ich unwillig heraus, „das war ja nur Bluff von ihm, diese Sache mit der anderen Firma.“

„Ich weiß“, schmunzelte Herr Backhaus. „Ich wußte gleich, daß es nur eine leere Drohung oder, besser gesagt, ein reichlich plumper Erpressungsversuch war. Gerade deshalb habe ich den Mann ja hinausgeworfen! Oder glauben Sie, ich hätte ihn sonst laufen lassen? Einen Kerl, einen Arbeiter wie den Roth? Nein, ich wußte, daß er wiederkommen und winseln und kriechen würde.“

„Ich weiß nicht, ob er winseln und kriechen wird“, sagte ich. „Bei seinem Charakter ist das einigermaßen unglaublich. Aber es freut mich jedenfalls, daß Sie den Mann wieder nehmen wollen.“

„Natürlich will ich ihn wieder einstellen“, sagte Herr Backhaus. „Freilich — nicht mehr als Vorarbeiter. Er wird ganz klein wieder anfangen müssen. Es soll sich keiner rühmen können, mir ungestraft die Pistole auf die Brust gesetzt zu haben.“

Ich gab ihm zu bedenken, daß Roth lieber zugrunde gehen, als sich auf eine solche Degradierung einlassen würde.

Er zuckte die Achsel. „Täte mir leid, wenn Sie recht hätten“, sagte er, „aber ich kann von meinem Standpunkt unter keinen Umständen abweichen.“ Und er versuchte mir umständlich zu beweisen, daß es hier um nichts Geringeres als ein Prinzip gehe. Die Firma müsse ihr Gesicht wahren, sonst ginge ja bei der ganzen Belegschaft der Respekt flöten, und wo käme man dann hin, wo bliebe die Disziplin? „Wohin steuern wir Unternehmer“, rief er pathetisch, „wenn wir uns alles gefallen lassen? In die Auflösung aller bestehenden Ordnung! In das absolute Chaos!“

Es ist wahr, hätte ich ihm antworten mögen, dahin steuern Sie in der Tat. Aber ich sagte es nicht. Er würde mich doch nicht verstanden haben. Statt dessen beschwor ich ihn mit der ganzen Eindringlichkeit, die mein Glaube und meine erregte Phantasie mir verliehen, am einzelnen Menschen festzuhalten. „Nicht die Masse“, sagte ich, „und nicht ein blindes Prinzip oder irgendein System werden uns wirklich weiterhelfen, sondern nur das Allereinfachste: unsere Beziehungen untereinander, von Nachbar zu Nachbar, von Bruder zu Bruder, von Mensch zu Mensch.“

Dies und noch vieles andere sagte ich ihm. Und wirklich, ein paar erregende Sekunden lang schien er zu schwanken. Auf dem unsichtbaren Schauplatz seiner Seele tobte ein Kampf, dessen äußerster Schatten sich auf seinem Gesicht abzeichneten. Doch dann, plötzlich, war alles vorüber.

„Nein“, sagte er.

Ach! ein Ja hätte der Anfang sein können für Vieles, denn der Möglichkeiten ist ja kein Ende. Aber wieder einmal, schien mir, war eine Chance vertan und die Welt um einen Schimmer und Abglanz ärmer geworden. Wahrhaftig, nun war alles noch ein wenig grauer und dürftiger denn je, und nichts lag mehr in meinem Vermögen.

„Roth“, sagte ich, „mein lieber Roth, ich habe mit Backhaus gesprochen, aber leider kann ich Ihnen nicht viel Gutes berichten.“

Ich werde den Ausdruck nicht vergessen, mit dem er mich anblickte. Diese Augen — diese weitgeöffneten Augen voll Kummer und Verlorenheit! Mir war beklommen ums Herz. Wie sollte ich ihm jetzt noch helfen?

Doch, etwas tat ich. Ich sagte, daß ich meinem Sohn zu seinem kommenden zehnten Geburtstag eine besondere Freude machen möchte, und ich hätte dabei an ein Modell des Eiffelturmes gedacht. Ich bat ihn, es für mich anzufertigen. So hoffte ich, ihn an eine Aufgabe zu binden. Und so konnte ich ihm auch von Zeit zu Zeit etwas Geld zustecken, ohne daß es nach Unterstützung aussah.

Freilich — die Katastrophe konnte ich damit nicht bannen. Kränkung macht krank, und was die Last eines ganzen Lebens nicht vermocht hatte, das brachte nun die erlittene Unbill in kurzer Zeit zustande. Wenige Monate, nachdem er das Modell des Eiffelturmes angefertigt hatte, starb Roth am Herzschlag. Er hatte bis zu seinem Ende gesund, ja fast blühend ausgesehen, und die Leute wunderten sich. Für mich allerdings, der ich ihn während der letzten Monate behandelt hatte, war dieses Ende nicht überraschend gekommen. Aber ich weiß auch, daß er sich noch manches Jahr hätte seines Lebens freuen können, unter gewöhnlichen Umständen, meine ich. Ohne diesen Absturz ins Bodenlose . . . Das klingt verrückt, denkt ihr? Nun, wenn man Arzt ist, sieht man es mit anderen Augen. Man weiß,

welche Bedeutung so etwas hat. Ich glaube, daß ein Mensch jederzeit sterben kann, wenn sich in der Seele der Gedanke festgesetzt hat, sein Leben habe keinen Sinn mehr, und es müsse Schluß sein.

Seht, das ist wie auf einem Schiff. Da geht plötzlich ein Mann über Bord, und niemand weiß so recht, wie es geschah, und warum die See ihn behielt.

Aber eines ist gewiß: ein wenig mehr Güte auf dieser Erde, und mancher würde noch leben, der heute tot ist.

Backhaus & Söhne ließen es sich nicht nehmen, einen Kranz zum Begräbnis zu schicken. Astern. In allen bunten Farben des Herbstes. Sehr schön. Und da schwammen sie nun wie eine Boje auf einem Ozean der Unliebe, und für eine Weile noch bezeichneten sie die Stelle, wo die Woge den Roth verschlungen hatte.

BROMBEERWILDNIS

Brombeerwildnis, späterblühte,
drin der Fuß sich fing,
Schritt, der stockte — Schritt, der glühte,
weil ein zweiter mit ihm ging.

Mund und Herz kennt keine Eile
in dem Wald des Jetzt,
ziellos der Libellenpfeile
Schwirren bis zuletzt.

Blieb der Dornbusch unbeachtet?
Winzig nur ihr Schrei —
Wie ihr unter Tränen lachtet,
gab der Strauch euch frei.

Da mit Dornen, da mit Ranken
Erde nach euch faßt,
wart, verzaubert in Gedanken,
Häftling ihr und Gast

tiefem Gestern, dunklem Morgen,
das schon nach euch greift:
Wort des Abschieds bleibt verborgen,
bis die Beere reift.

Karl Schwedhelm

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Verbleibendes Geheimnis

„Man kann keiner Zeitnotwendigkeit Genüge tun, wenn man das ‚Zeitlos-Gültige‘ aus dem Auge verliert.“ In diesem Satz, entnommen einem Gespräch über „Einfachheit“ aus dem Jahre 1951, könnte man das geheime Motto des Buches finden, das Josef Pieper — unter dem fast ein wenig präventiv klingenden Titel „*Weistum — Dichtung — Sakrament*“ (München 1954, Kösel. DM 13,50) — seiner Mutter zu ihrem siebzigsten, uns zu seinem eigenen fünfzigsten Geburtstag als Festgabe geschenkt hat. Von Josef Pieper ein Buch mit dreieinhalbhundert Seiten? Das ist neu und unerwartet, und wer nun einen langen durchgeschliffenen Traktat erwartet haben sollte, der mag beim ersten Anblick vieler kleiner und kleinster Traktätchen, Skizzen, Aphorismen sich enttäuscht fühlen: wozu dienen, abgesehen von mancherlei sehr gerundeten und immer klugen Essays, Ansprachen oder Gutachten zu Zeitfragen, jene „Notizen“, die als Aphorismen-Sammlung den drei Inhaltsgruppen (gemäß den Leitworten des Titels) angefügt sind? Wären sie nicht doch besser in der eingestandenen „verborgenen Unordnung“ der Schreibtschlade ruhen geblieben, geduldig wartend, bis sie einmal in größere Arbeiten Eingang gefunden hätten? Ist nicht in diesem Sammelband jene Form kristalliner Durchgestaltetheit verlassen, die doch ein erstes wesentliches Element, ein Sondermerkmal der Pieper'schen Arbeiten bislang war und ist?

Doch gemacht! Hier spricht ein Philosoph und Pädagoge — vielleicht dürfen wir präziser sagen: ein sich am und im philosophischen Fragen zur Klarheit des Denkens schulender Pädagoge — um „Zeitnotwendigkeiten“ Genüge zu tun; er spricht als Diagnostiker und Therapeut. Er antwortet auf Fragen, die — gemäß der Ungeordnetheit der „Zeit“ — auch ungeordnet und ohne erkennbare Zusammenhänge gestellt sind: über die Freiheit der

Wissenschaft; über die Fernsehübertragung der hl. Messe; über den Sinn des Weihnachtsfestes und vieles andere mehr. Das Andrängen der Zeitfragen wird namentlich da deutlich, wo der bolschewistische und nicht nur der bolschewistische Totalitarismus angesprochen wird und zugleich die Frage nach unseren Abwehr- und Bewährungs-Kräften Antwort verlangt, z. B.: über den Anspruch jeglicher totalitären Regimes, „den konkreten Inhalt des bonum commune erschöpfend und endgültig zu bestimmen“, wobei „das Beunruhigende ist, daß in der ganzen Welt“ eine „unmerklich fortschreitende Identifizierung von ‚Gemeinwohl‘ und ‚gemeinem Nutzen‘ sich zuträgt“. „Durch die Fiktion, Arbeit als Schaffung von Nutzwerten sei sinnvoll in sich selbst — durch diese Fiktion geschieht genau das Gegenteil dessen, was zu geschehen scheint. Es geschieht genau das Gegenteil einer ‚Befreiung‘, einer ‚Erhöhung‘, einer ‚Rehabilitierung‘ des arbeitenden Menschen. Es geschieht präzisiert das, was die Unmenschlichkeit der totalen Arbeitswelt tatsächlich ausmacht: es geschieht die endgültige Fesselung des Menschen an den Arbeitsprozeß, es geschieht ausdrücklich die Proletarisierung aller.“ — Über „die Erniedrigung des Menschen zum funktionierenden Massenteil“ als das „bolschewistische Richtbild“, über diese Formulierung, deren zweifelsfreie Richtigkeit zugleich noch zu vordergründig scheint, wäre weiter nachzudenken. Weiter nachzudenken — dies ist es! Der Pädagoge weiß sich gefragt; er antwortet mit einer durchaus peinlichen, Mark und Bein diagnostizierenden Gründlichkeit, die ihre eigene Begründetheit mit voller — wiederum „peinlicher“, weil ungewohnt bekenntnishafter, Zeugnis gebender und so zeugender — Offenheit kundtut.

Die Kraft des Pieper'schen anspruchsvollen Antwortens entstammt einer in „Zucht und Maß“ erhaltenen, entfalteten, vielleicht auch erst wiedererworbenen Ursprünglichkeit

der Erfahrung: zunächst der Erfahrung wacher Sinne (zu den beherzigenswertesten Stücken der Sammlung gehören die Betrachtungen über Schwund und Erneuerung unserer Fähigkeit zu hören, und zu sehen; sodann der Erfahrung von der Kraft des Herkommens, das nicht nur dem wahren Gesetz seine Geltung verbürgt (denn Recht ist noch immer mehr denn Gesetz, immer „uralt“, der Ordnung der Schöpfung selbst entstammend); endlich der Erfahrung vom Geheimnis, das die Wirklichkeit dieser Welt im letzten Grunde „unauslotbar“ bleiben läßt.

Hier ist nun auch der Ort, wo einsichtig wird, daß dem Pädagogen, dessen philosophische „Theoria“ für die Praxis fruchtbar wird und bleibt, eben und gerade indem sie „sich nicht darum sorgt, es zu sein“, der tiefste „Grund“ zu Gebote stehen muß: das Leben aus und mit den Symbolen. Das ist noch zu verdeutlichen: In einer „Notiz“ erwägt Pieper das Verhältnis von Hl. Schrift und Dichtung, um — angesichts der dichterischen Teile der Hl. Schrift — Dichtung zu bestimmen als gestaltende Aussage des Unausagbaren, des „eigentlich“ Wirklichen. Dichtung als Geschenk der Inspiration? Die damit angerührten Themen „Dichtung und Offenbarung“, „Dichtung und Tradition“, „Ort der Dichtung im geistlichen (nicht im geistigen!) Haushalt des Menschen“ bleiben nur angerührt, dem Weiterdenken des Lesers überlassen. „Aussage des Unausagbaren“, Gestaltwerden des Unsichtbaren — dies „leistet“ das Wort wirklicher Dichtung hienieden nach seinem Maße — in Fülle erscheint es erst im Wort als der Bergung und Ent-Bergung Gottes im Fleische. Ihm ist zugeordnet das lebenerhaltende, weil Leben in seinen Gründen haltende, Symbol — „in via“, in der Zeit des Noch-nicht, da Hoffnung den Menschen trägt und treibt: „Der Mensch ist so ganz und gar ein Hoffender, daß jeder Versuch der Vorwegnahme“ (des letzten Angesichtigwerdens der Dinge nämlich „wie sie wirklich sind“ — theologisch: der Heilerfüllung im Reiche Gottes) „eine Verzerrung und Verkehrung des Menschen selber bedeutet. Die

endgültige Stillung, das Heil kann nicht vorweggenommen werden.“

Der Bergengruen'sche Satz „Das Geheimnis verbleibt“ durchzieht, Einheit gebend, wie eine untergründige nähere Ader die Landschaft des Pieperschen Philosophierens. Darum auch versteht Pieper wirkliches Philosophieren im Traditionsraume Europas als ein christliches. Denn „es ist ein höherer Grad von Wahrheit darin, tiefer zu gewahren, daß die Welt und das Sein selber ein Geheimnis ist und darum unausschöpfbar“, und gerade die Theologie vermag der „mächtigen Versuchung und Verführung“ zu wehren, daß das (moderne) Denken allzu durchsichtigen und geheimnislosen „Lösungen“ willig zustimme. — Der Leser ist hier seinerseits versucht, Ange-deutetes weiterzuspinnen: Wer einmal dem Sinn der deutschen Vorsilbe ge- nachgesonnen hat (Berg — Gebirg; hórchen — ge-hórchen; loben — ge-loben, glauben), der wird bemerkt haben, daß sie offenbar ein Sammeln und Versammeln meint — näherhin, in ihrem verbalen Gebrauch, ein tätiges Sichanheimgeben: Heim-kehr zur schützenden Mitte. „Geheimnis“ — ist das nicht, schon im „Symbol“ dieses Wortes, das Geborgensein aller Dinge im Einen „Hause des Vaters“?

Zu Gelegenheiten hört man Stimmen wie diese: ob nicht das Piepersche Denken und die ihm zugehörende Aussageweise doch um einen Deut zu klar, zu („klassizistisch“) geglättet, insgesamt zu bewußt seien? Doch wenn ein solcher Hinweis auch ein Richtiges trifft, wäre der Argwohn in sein Gegenteil verkehrt: da hier — gerade in der asketischen Bewußtheit und gewußt geübten Askese — ein ganz Heutiger zu uns spricht, scharf denkend, bestimmt zielend — und eben so zu jenem Bereiche führend, da, als nähere Mitte aller menschlichen Existenz, „das Geheimnis verbleibt“. Hellmut Kämpf

Grillparzers Werk und österreichisches Wesen

Grillparzers dramatisches Werk und das Österreichertum — dieses Buch, mit dem sich der junge Frei-

burger Privatdozent Gerhart Baumann auf eine sehr eindrucksvolle Weise vorstellt, hat ein doppeltes Thema: „*Franz Grillparzer. Sein Werk und das österreichische Wesen*“ (Freiburg/Wien 1954, Herder Verlag. 242 Seiten). So mannigfaltig sich die Grillparzer-Literatur darstellt, niemals wurde bisher mit dieser klugen und sensiblen Intensität unmittelbar nach der Struktur des Dichterischen, nach den Grundformen der Thematik und der Gestaltung gefragt und mit dieser Fähigkeit zur einführenden und mitschwingenden Beobachtung des Dichterischen diese dramatische Welt in ihren eigentümlichen Darbietungsweisen eröffnet. Das Biographische und auch das Geschichtliche ordnet sich dieser Dominanz des Dichterischen unter und gewinnt so erst den echten Bezug. Die Methode der gegenwärtigen literaturwissenschaftlichen Interpretation aus dem gestalteten Sprachleib heraus, zu dem im Drama auch die theatralische Leiblichkeit gehört, hat hier ausgezeichnete Früchte getragen. Was Baumann in den Abschnitten über das dramatische Ich, die Konfiguration, den dramatischen Ablauf, das Traumhafte, was er über Gefühl und Harmonie, über Maß und Resignation, über die Formen der Erinnerung, über die Tradition als Stil und Gesinnung oder über die Metapher sagt, entwickelt sich je aus der konkreten Begegnung mit der unmittelbaren dichterischen Aussage, bleibt ihr sachgerecht nahe und bewahrt doch je das Ganze dieses vielschichtigen Werkes, dieses höchst differenzierten Schöpfungstums im Auge; mit einer Hingabe des verstehenden und durchdringenden Aufnehmens, die um so höher zu schätzen ist, weil sie auch die kritische Beurteilung nicht aufgibt — so anlässlich der „*Sappho*“. Daß hier das dramatische Dichtertum Grillparzers mit solcher Genauigkeit und Weite des Verstehens, in einer klaren und zugleich ungemein behutsam mitlebenden, selbst vom Dichterischen angerührten Sprache gedeutet wird, wird dem Buch für lange Zeit eine bestimmte Geltung geben. Zugleich aber will Baumann

mehr: an Grillparzer das Seelisch-Geistige, die Erlebnisweisen des Österreichischen überhaupt erhellen. Er läßt sich zu dessen Bestimmung von Hugo von Hofmannsthal führen, dessen dominierender Einfluß noch in der Sprache dieses Buchs spürbar ist. Von Hofmannsthal aus begreift Baumann Grillparzer, begreift er Österreich, d. h. die österreichische Dichtung seit Grillparzer, auf die — also Stifter, Saar, auch den zu Unrecht fast vergessenen Kürnberger — immer wieder Seitenblicke fallen. Aber hier muß der Einwand angemeldet werden, ob nicht doch diese Nähe zu Hofmannsthal auch das Bild Grillparzers überfärbt, ob nicht der Spätere zu allzu intensiver Heraushebung der unzweifelhaft sehr nahe verwandten Züge des Älteren verführt; ob wirklich die Spiegelung in Hofmannsthal den ganzen Grillparzer im Umfang seiner geschichtlichen Wirklichkeit aussagt und ob endlich von hier aus das ganze Wesen Österreichs begriffen werden darf. Es ist wohl doch kein Zufall, daß Namen wie Ebner-Eschenbach, Anzengruber, Schönherr oder Weinheber kaum oder gar nicht auftauchen. Wird hier nicht eine eigentümliche Lebensstimmung, die mit Grillparzer in großer dichterischer Entfaltung einsetzt und in Hofmannsthal ihre zweite große Aussage findet, die also einem bestimmten geschichtlichen Zusammenhang, der von der Ahnung des Untergangs der alten Monarchie bis zu dessen Vollzug führt, zugehört, zu sehr verallgemeinert, wenn man in ihr den österreichischen Menschen schlechthin erkennen will? Auch das Österreichische ist ein sehr komplexes Wesen, und Hofmannsthals Ringen um seine Definition hat es nachdrücklich bestätigt. Und es gibt kluge Österreicher, die sich in ihm nicht wieder erkennen wollen. Hier liegt die Grenze dieses Versuchs; von hier aus wird auch im Bild Grillparzers einiges zu ergänzen sein. Gleichwohl stellt es eine schöne und wichtige Leistung dar; es hat für Grillparzer wie für Hofmannsthal überaus viel Treffendes und Erhellendes zum ersten Male auf eine sehr eindrucksvolle Weise ge-

sagt und auf eine Gemeinsamkeit hingewiesen, die auf Trakl, Musil, Broch übergreift und derart gewiß etwas spezifisch Österreichisches hervorhebt, auch wenn es noch nicht dessen ganze Vielfalt aussagt.

Fritz Martini

Briefwechsel Rilkes mit Lou Andreas-Salomé

Zu den schon vorhandenen Bänden von Rilkes Briefwechsel fügt sich ein neuer und umfangreicher Band: *Rainer Maria Rilke/Lou Andreas-Salomé, Briefwechsel*. (Mit 6 Abbildungen. Mit Erläuterungen und einem Nachwort herausgegeben von Ernst Pfeiffer. Zürich, Max Niekans Verlag, und Insel-Verlag Wiesbaden. 651 S. Lw. DM 25,70.) Diese Briefe umfassen die Zeit von 1897 bis 1926, das bedeutet im Leben Rilkes den ganzen Zeitraum von den Jahren seiner Jugend und seiner dichterischen Frühzeit bis zu seinem Tode, im Leben von Lou Andreas-Salomé dagegen die zweite Lebenshälfte, da sie fast 15 Jahre älter war als Rilke. Sie hat ihn noch um mehr als 10 Jahre überlebt. So repetiert dieser Briefwechsel das ganze Leben Rilkes, all die Geschehnisse, Krisen, Wendepunkte, die man aus den anderen Briefwechseln und aus Büchern über ihn kennt, und das eigentliche Interesse an diesem neuen Dokument müßte sich aus seiner Atmosphäre, aus dem Gesprächston der beiden Partner ergeben. Aber gerade darin eröffnet sich eine gewisse Schwierigkeit. Die Herzensbeziehung Rilkes zu Lou Andreas-Salomé gibt allen Aussagen der beiden Partner eine Art von Umwegigkeit. Sehr häufig muß man in diesen Briefen erst eine Schicht von Gefühl, von privatestem Gefühl, durchdringen, bis man an jene Geschehnisse und Gehalte rührt, die einem solchen Briefwechsel seine überzeitliche Bedeutung geben. Man kann es auch anders ausdrücken: es ist zuviel Zeithaftes in diesen Briefen, gerade in der Art des Gefühls und seiner Aussage. Da wird überall der Versuch gemacht, das private Ich als den Zentralpunkt der Welt zu bewahren und zu verteidigen, in einer Zeit, die eine solche Position schon längst niegiert hat. Die Zeit

rächt sich dadurch, daß sie eben diese Gefühlsaussagen von innen her aushöhlt, sie dünn, papieren, literarisch macht, so daß wir heute solche Briefteile der Ich-Aussage am liebsten überschlagen, um zu dem zu kommen, was seine Bedeutung nicht aus dem Kontakt mit dem Liebesgefühl gewinnt, sondern aus dem Kontakt mit dem Geist der Dichtung und des Schöpferischen, mit den großen Ideen und Verwandlungen der Zeit, mit bedeutenden Menschen der Epoche. Natürlich ist auch davon viel in den Briefen drin, auch Neuartiges, Überraschendes, wie jene „Neuentdeckung“ Goethes durch Rilke anlässlich der Lektüre der autobiographischen Schriften, besonders der „Italienischen Reise“, bei der Rilke von dem problematischen, sich umformenden, sich ein neues Glück formenden Goethe fasziniert wird. Hier spürt Rilke einen Zug des Leidens und des Mangels in Goethe, den er seither immer vermißt hatte und dessen nun festgestelltes Vorhandensein eine Beziehung zu eigenen ähnlichen Wesenszügen ermöglicht. Bei der Fülle der, wenn auch oft nur kurz berührten, geistesgeschichtlichen Themen und Namen der Zeit, die von der Psychoanalyse bis zu Oswald Spengler reichen, hat man den Wunsch, es möchte ein alphabetisches Register am Schlusse des Buches einem die Lektüre und Auswertung erleichtern. Aber da der Anmerkungs- teil schon über 130 Seiten umfaßt, hätte ein solches Verzeichnis den ohnehin sehr starken Band zu voluminös gemacht. Die Ausstattung ist, wie schon immer bei diesen Briefbänden, von einer makellosen Schönheit.

Fritz Usinger

Lebendige Fackel

Die Dichterin in Elisabeth Langgässer ist uns vertraut, nicht aber der Mensch in ihr — die Mutter, die Gattin, die Hausfrau, der „geistige Galeerensklave am Schreibtisch“, wie sie sich einmal nannte. Um so dankbarer muß man dem Claassen Verlag in Hamburg sein, daß er jetzt aus dem Nachlaß der Autorin des „Unauslöschlichen Siegels“, der „Argonautenfahrt“ und mehrerer Gedichtbände eine größere Zahl

Briefe herausgegeben hat: *Elisabeth Langgässer*: „... soviel berauschen-
de Vergänglichkeit. Briefe 1925 —
1950“ (252 S. DM 13.80). Daß diese
privaten Berichte und Gedanken
einen Einblick in ihre Werkstattar-
beit geben würden, das war zu erwar-
ten — nicht aber, daß man in Elisa-
beth Langgässer eine große Brief-
schreiberin entdecken durfte. Es sind
keine kunstvollen Briefe, wie sie aus
vergangenen Epochen zu bewundern
sind, sondern Ergüsse eines heute
übereifrigen, morgen demütigen oder
depressiven Herzens; sie sind so
ohne jede Maske, so voller Hingabe
und so ehrlich in den kleinen Charak-
terschwächen, daß sie schon allein
dadurch erschüttern. Ecce homo,
möchte man immer wieder ausrufen.
„... tapfer, wahrhaftig, geistig
offen, in brüderlicher Verbunden-
heit mit jeder Kreatur und demüti-
ger Bereitschaft für den Anruf Got-
tes...“ dies sind nicht nur die Vor-
aussetzungen „für jede künstlerische
Aussage“ der Langgässer, sondern
es sind auch unumstößliche Maxi-
men ihres Lebens — eines Lebens,
das „wie ein Licht an zwei Enden
verbrennt“, zwischen Haushalt und
der literarischen Arbeit, zwischen
der Kraft der Magna Mater und der
Virgo Mater, ein großes Leben und
dennoch (oder gerade darum?) „frie-
rend, nackt und allein, ohne andere
Hoffnung als auf Gottes Güte und
Erbarmung“. hmb

Ein großer Menschenfreund

Just recht zum 80. Geburtstag von
Herbert Hoover sind jetzt auch in
deutscher Übersetzung seine *Me-
moires* in zwei Bänden erschienen
(Mainz, Mathias Grünewald Verlag.
Bd. 1: VIII und 448 S., Bd. 2: VIII
und 378 S. Zus. DM 35,—. Deutsch
von *Werner v. Grünau*). Der erste
Band umfaßt die Zeit von 1874 bis
1920 und bringt die ungewöhnlich
sympathische Persönlichkeit Hoovers
mit seiner Fähigkeit, kritisch, warm-
herzig, scharfsichtig und mit Humor
eigenes Erleben und handelnde Per-
sonen der Weltgeschichte ohne Bos-
haftigkeit treffend zu schildern, dem
Leser nahe. Der erste Band trägt
den Untertitel „Jahre der Aben-
teuer“, und Hoover schildert in ihm

die eigene Kindheit und Jugend,
sein Familienleben und seine aus-
gedehnte Tätigkeit als Ingenieur in
der ganzen Welt, das mit seiner
Gattin erlebte Abenteuer während
des Boxeraufstandes in China, dann
seine Großtat, die Einleitung des
Hilfswerks und des Wiederaufbaus
in Europa in den Jahren 1918 bis
1920 wie seine intensiven Bemü-
hungen um die Erhaltung des Frie-
dens. Er hat Millionen von Men-
schen vor dem Hungertod gerettet.
Seine eigenen Worte: „Ich habe die-
sen Krieg von Angesicht zu Ange-
sicht gesehen und ihn wahrschein-
lich in einigen seiner politischen und
internationalen Auswirkungen bes-
ser kennengelernt als die meisten
Amerikaner“, werden in den Erin-
nerungen eines ungewöhnlich rei-
chen und tätigen Lebens erhärtet —
und er hat die Folgerungen daraus
gezogen, Bestätigung seiner mensch-
lichen Größe.

Im zweiten Band mit dem Unter-
titel „Das Kabinett und die Präsi-
dentschaft“, umfassend die Jahre 1920
bis 1933, erfahren wir von ihm sel-
ber seine politische Arbeit in den
USA in wichtigsten öffentlichen
Ämtern und als Präsident. Inter-
essant nebenbei, wie er nicht nur
für die Länder, die jetzt diesseits des
Eisernen Vorhangs liegen, sondern
auch für die von der großen Hungers-
not 1921 betroffene Sowjetunion ge-
sorgt hat. Er erhielt dafür zwar ein
offizielles Dankschreiben „im Na-
men von Millionen von Menschen“
vom Rat der Volkskommissare, aber
zu gleicher Zeit erschienen in Mos-
kauer Zeitungen Meldungen, nach
denen Hoover das Hilfswerk nur in
der Hoffnung durchgeführt hätte,
„seine Bergwerke im Ural wieder
zurückzuerhalten“. Unnötig zu sa-
gen, daß Hoover niemals Bergwerke
im Ural besessen hat. Wesentlich
ist der dokumentarische Nachweis
am Schluß des zweiten Bandes über
die Außenpolitik der USA vor allem,
was jetzt besonders interessant ist,
im Hinblick auf den Fernen Osten.
Hoover hat einen wesentlichen An-
teil an der Entwicklung der Politik
der USA als Weltmacht.

Herbert Hoovers Triebfedern sind
eine echte Menschenliebe und ein

wahrhafter Humanismus, begründet in seinem Verantwortungsgefühl gegenüber Gott und seinen Mitmenschen. Sein Gewissen trieb ihn, überall für Versöhnung und Hilfe und gegen Haß und Rachsucht aufzutreten. Sein großer Idealismus findet eine gute Ergänzung in einem nüchternen Wirklichkeitssinn. Von durchdringender Einsicht und Klarheit geleitet, sah er die schweren Folgen des Versailler Diktats voraus und warnte, freilich vergeblich, vor ihnen. Den Vorschlag von Marschall Foch, die Lebensmittelblockade gegen Deutschland wieder aufzunehmen, um die Unterschrift unter den Versailler Vertrag zu erzwingen, verwarf er in einem scharfen Brief an Präsident Wilson aus humanitären Gründen. Das historische Material, das, mit völliger Offenheit ausbreitet, in beiden Bänden enthalten ist, nicht zum wenigsten in der Durchleuchtung der großen handelnden Personen dieser Zeit, ist unerschätzbar. Seine Memoiren bilden ein einzigartiges Dokument, wie ein klarblickender und verantwortungsbewußter Mensch den grundlegenden Wandel einer ganzen Welt in 80 Jahren und die neuen Aufgaben, vor die sein eigenes Land gestellt wurde, miterlebt und beurteilt hat.

Herbert Hoover, der große Mensch und feste Charakter, von dem wir den dritten Band seiner Memoiren mit Ungeduld erwarten, hat sich trotz aller persönlichen Bescheidenheit und Zurückhaltung in der Darstellung eigener Leistungen in die Reihe der großen Menschenfreunde aller Zeiten gestellt. Zu gleicher Zeit hat er bewirkt, daß sein Land in vorbildlicher Weise überall dann eingegriffen hat und eingreift, wo sich Not in der Welt zeigt, er hat den USA auch gegen Widerstand im eigenen Land die Weltaufgabe gezeigt, die zu erfüllen immer ein Ruhmesblatt der Vereinigten Staaten bleiben wird.

R. P.

Heilige gehen nicht in die Hölle!

Wir haben uns daran gewöhnen müssen, daß bisher eindeutig gefüllte Begriffe mit einem anderen Sinngehalt umkleidet werden. Es ist

eben nur eine Umkleidung; der wahre, treffende Gehalt ist geblieben. Nicht jeder, der Gutes, Bestes, Außerordentliches tut, ist schon ein Heiliger; die Welt, auch nicht ihre verworfensten Winkel, sind nicht die Hölle. Sie alle stehen noch unter der Gnade. Der Weg ist noch offen. Die Hölle ist gnadenlos, von dort gibt es keinen Zugang mehr in die Gnade.

So ist das Thema des Romans von Gilbert Cesbron „Die Heiligen gehen in die Hölle“ (Frankfurter Verlagsanstalt. 304 S. DM 12,80) zum mindesten mißverständlich ausgedrückt. Es geht um den Arbeiterpriester Pierre. Er ist ein ausgezeichnete Mann, getragen von einer Liebe zur Arbeiterschaft, die schier keine Grenzen kennt, er verzehrt sich als Arbeiter und Seelsorger, öffnet vielen wieder einen Spalt, durch den sie wahrhaftige Christusnachfolge sehen können. Schließlich wird er, weil er die Grenzen nicht mehr einhalten kann, von seinem Bischof zurückgerufen. Alle Welt achtet das mutige Experiment der französischen Arbeiterpriester; aber es hieße die Wahrheit unterdrücken, wenn den Priestern Frankreichs nicht auch ein Wort der Anerkennung gesagt würde, die sich seit Jahrzehnten auch um die Arbeiter leidenschaftlich bemühen, die durch tätige Liebe der Caritas einen Weg in die Elendsviertel gebahnt haben. Auch dort gab und gibt es im Sinne Cesbrons „Heilige“. Schade, daß ihre Arbeit so wenig beachtet wird. Wir erfahren, wie auch in diesen Nestern der Gottabgewandtheit der Lichtfunke zünden kann. Gewiß mühten sich Pierre und seine Helfer; aber das tun auch andere; das wollen wir nicht vergessen um der Wahrheit willen.

Die Einheit der Christen ist für alle Lebensbereiche, alle Kontinente und insbesondere für die nahe Zukunft die entscheidende Wirklichkeit. Alles ökumenische Bemühen geht um und zielt auf diese Einheit. Ein Kenner aller einschlägigen Fragen, Otto Karrer, hat in seinem Buch „Um die Einheit der Christen“ (Frankfurt, Josef Knecht. 228 S. DM 8,80) die Petrusfrage, also die der apostolischen Nachfolge und des petrinischen Amtes in den Mittelpunkt

einer mit Vornehmheit durchgeführten Diskussion mit E. Brunner, O. Cullmann und H. von Camphausen gestellt. Es gelingt Karrer, teils die Unsicherheit, teils die theoretisch-methodischen Härten seiner Partner gegenüber den Quellentexten aufzudecken; aber viel wichtiger erscheint sein Eingehen auf die Gefühlsmomente hüben und drüben. Er weiß, daß im „Zeitalter der Angst“ ihre Rolle hochdimensional ist, und er weist einen Weg: Die Verantwortlichen in der Kirche müssen aus Sinn und Geist ihres Amtes ihren Beitrag zum Abheilen der Wunden leisten, die sie selbst zumeist verschuldeten. In christlicher Hoffnung dürfen wir dann erwarten, daß die vorhandene „fundamentale Einheit“ auch einmal offenkundig wird. — Ein schönes und großartiges Buch, das wir in vielen Händen der Christen beider Konfessionen sehen möchten.

Es ist nicht uninteressant zu verfolgen, wie auch einem Werk, das eine universale Fundamentaltheologie für den Laien bietet, auch die petrinische Frage eine Rolle spielt. *Bernhard von Acken* hat in seinem *Erwachsenenkatechismus*“ (Heidelberg, Verlag F. H. Kerle. 252 S. DM 7,80) 129 Fragen aufgeworfen und aus der Welt des katholischen Glaubens beantwortet. Die Antworten sind keineswegs billig. Sie bieten einen guten Aufriß der fundamentalen Wirklichkeiten, die heute in der Diskussion stehen.

Dem Institut für Zeitgeschichte in München gebührt Dank dafür, daß es die Arbeit von *Hans Buchheim* „*Glaubenskrise im Dritten Reich*“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 223 S. DM 9,80) besorgte. Dokumentarisch und in der Ideenentwicklung wird das Schicksal der „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ und der „Deutschen Glaubensbewegung“ dargestellt; eine Analyse „politischer und religiöser Sehnsüchte“ deckt den Keim des nationalsozialistischen Untergangs auf. So erschütternd teils die Begründungen der Verhaltensweisen und die Argumente pseudo-religiöser Natur für die politische Taktik sind, es wird doch in dieser Arbeit klar, daß eine „Krise des

Glaubens“ nicht allgemein vorliegt, ja daß, von verschiedensten Persönlichkeiten angeregt, auch eine Festigung des Glaubens bis in weite Kreise der „wahrhaft Gläubigen“ zu verzeichnen ist. Und das war und bleibt tröstlich.

Niko Kazantzakis, der Kreter und Weltenwanderer, offenbart uns in seinem Büchlein „*Rettet Gott*“ (Wien-München, Donau-Verlag), daß er sich einen Synkretismus aus Religionsauffassungen als eigene religiöse Haltung erarbeitet, mehr noch erlitten hat, deren hohes Ethos wir nicht verkennen, die aber als „Ja“ zum ewigen Werden heute nicht mehr ausreicht, um nach der historisch gesicherten Offenbarung durch den Sohn Gottes die zu befrieden, die ebenso kämpferisch und heroisch gewillt sind, das Leben als Gottes Auftrag vor Gott zu meistern.

Es zeugt von einer vitalen Hartnäckigkeit, wenn der heute fast 85jährige *Paul Rohrbach*, der nicht gerade rühmenswerte Verfasser der Bücher „*Der deutsche Gedanke in der Welt*“ und „*Gottes Herrschaft auf Erden*“, nochmals eine Arbeit „*Aufgang der Menschheit*“ veröffentlicht (Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer. 368 S. DM 15,60). Vielleicht wäre es besser gewesen, in Erkenntnis der furchtbaren Auswirkungen seines ersten Buches und der Hilfestellung, die er durch das zweite denen gab, die Deutschland in den Abgrund führten, nicht nochmals dem Christentum der beiden großen Konfessionen verpflichteten Menschen mit seinen relativisierenden Thesen eine Auseinandersetzung aufzuzwingen. Sie wird an anderer Stelle erfolgen. Hier sei nun doch darauf hingewiesen, daß Rohrbach dem Phänomen Religion und den Wirklichkeiten Kirche und Christentum nicht gerecht werden kann, weil er als Historiker der alten Schule nicht mehr in jene Tiefenbereiche menschlicher Verhaltensweisen und des Transzendentalen vorzudringen vermag.

Für einen Umbau der deutschen Sozialpolitik könnte eine fundierte Informationsquelle über die Sozialpolitik der Weimarer Zeit beste Dienste leisten. Die „Kommission für Geschichte des Parlamentarismus

und der politischen Parteien in Bonn“ bringt eine Arbeit von Helga Timm heraus: „Die deutsche Sozialpolitik und der Bruch der großen Koalition im März 1930“ (Düsseldorf, Droste-Verlag. 215 S.), die aber keineswegs den Anforderungen genügt, die eine solche Arbeit, die zweifelsohne mit Steuergeldern des gesamten Volkes finanziert wurde, gestellt werden müssen. Jedem Kenner ist klar, daß „deutsche Sozialpolitik“ der Weimarer Zeit bei weitem nicht eine Angelegenheit der „sozialdemokratischen Organisationen, d. h. die freien Gewerkschaften und die SPD . . . da in ihnen die größte Zahl der Arbeiter organisiert waren und sie die Sozialpolitik in erster Linie trugen und fortentwickelten“, war. Der Anstoß zur Sozialpolitik kam aus christlichen Kreisen, und an ihrer Fortentwicklung haben Christen und Zentrums политики einen sehr wesentlichen Anteil. Gerade in der Weimarer Zeit haben Männer wie Heinrich Brauns, Jos. Andre, Heinrich Brüning u. a. an der Entwicklung sozialpolitischer Gesetze von 1918 bis 1930 hervorragenden Anteil. In den gar nicht unbedeutenden Christlichen Gewerkschaften haben Männer in dem Auf und Ab in der Sozialpolitik konstruktiv mitgearbeitet, so daß es unmöglich ist, eine Arbeit über die Sozialpolitik der Weimarer Zeit zu schreiben, ohne auf diese Mitplanung und Mitwirkung einzugehen. Die Anlage der Arbeit der Verfasserin ist verfehlt, weil sie konstruktive Faktoren der Weimarer Zeit nicht einbezieht. — Zu Details der Arbeit wäre noch vieles zu sagen. Warum wurde die Schlichtungsordnung Mittel staatlicher Lohnpolitik (21) — weil die Gewerkschaften lieber den Schlichter entscheiden ließen, als selbst die Entscheidung zu verantworten! Nicht nur die marxistische Terminologie stört, das Zugrundelegen von Definitionen gleicher Provenienz (28) muß die Objektivität der Arbeit verringern. Brauchbare Deutungen christlicher Herkunft werden nicht mit Namen belegt (42).

Eberhard Welty, der verdienstvolle Dominikaner aus Walberberg, bringt bei Herder, Freiburg, den

2. Band seines „Herders Sozialkatechismus. Der Aufbau der Gemeinschaftsordnung“ heraus (414 S. DM 18,20). Wie Band 1, so ist auch der vorliegende als Werkbuch gedacht. Den Aufbau führt der Verfasser von Ehe und Familie, Gesellschaft, Staat bis zur überstaatlich-politischen Ordnung durch. Die Methode, deren sich P. Welty bedient, hat sich in der praktischen Arbeit als erfolgreich erwiesen: Frage-Antwort-Darlegung. Darin belegt der Verfasser hauptsächlich aus der katholischen Soziallehre. Wo er nicht eindeutig aus der Lehre aussagen kann, hat er den Mut, seine eigene zu bieten. — Der Sozialkatechismus hat den Vorzug, wirklichkeitsnah und lebensverbunden die gesamte soziale Problematik anzugehen. Er kann mit bestem Gewissen empfohlen werden.

Hejo Schmitt

Ein Totalbild der Menschheit

Hundertfünfzigtausend Gelehrte aller Geistesgebiete aus nicht weniger als 15 Nationen — in einer Spannweite vom führenden Parapsychologen zum Benediktinergelehrten, vom Kon-Tikifahrer zum Ausgräber auf Kreta, vom Erforscher Dantes im Islam zum Theaterhistoriker, um nur einige Grenzpunkte zu fixieren — haben sich unter der Ägide von Alexander Randa zur Gestaltung eines Werkes zusammengefunden, das, vom Inneren wie Äußeren her gesehen, zum Großartigsten aus der Welt des Buches, des Verlagswesens wie des Geistes gehört, was uns seit langem begegnet ist: *Handbuch der Weltgeschichte* in 2 Bänden (Olten/Freiburg/Br., Otto Walter Verlag. 1. Band, 1160 Spalten).

Der in Rumänien aufgewachsene Österreicher Randa, der auch Jurist und Philosoph ist, gehört der jüngeren Historikergeneration an. Während des Zweiten Weltkrieges von den Nazisten jahrelang von KZ zu KZ geschleppt, ist er nach dem Kriege mit wesentlichen Werken zur Geschichte des Balkans und wenig erforschter östlicher Teilprobleme sowie mit einem Werk über die großen Kulturzerstörungen der Welt-

geschichte hervorgetreten, um sich dann universalgeschichtlichen Interpretationen zuzuwenden. Er wirkt heute in Salzburg als Privatgelehrter und Professor.

Das Problem, Universalgeschichte aller Zeiten und Völker als politisches Ereignis und geistiges Drama von den Uranfängen der Menschheit bis zur Atombombe in 2 monumentalen Bänden (zum Preise von nur 98,— DM) einzufassen, scheint uns — auch rein verlegerisch — mit seltener Vorbildlichkeit gelöst. Der leitende Gedanke von Verlag und Initiator war, Universalgeschichte einer breiten Leserschicht zugänglich zu machen, für welche Geschichtsbildung noch etwas Wesentliches bedeutet und für die, wie stets in solchen Fällen, vielbändige Weltgeschichten im Preise unerschwinglich, sowie zahllose Spezialwerke fast unerreichbar sind. Die Fülle eben dieses sonst kaum Erreichbaren tritt im „Handbuch“ als Extrakt in Erscheinung, nicht etwa als Auszug, dem immer etwas fehlen würde.

Es baut die Darstellung zum ersten Male nicht mehr nach den willkürlichen Ein- und Unterteilungen auf: Vorzeit, Altertum, Mittelalter und Neuzeit, sondern, illustriert und untermauert durch eine Fülle interessantesten Karten- und Bildmaterials, nach Kulturkreisen- und Epochen, also nach dem Gewachsenen, nicht dem Zerschnittenen.

Die Weltgeschichte stellt sich uns in dieser Schau in ihrer Thematik aus Politik, Wirtschaft, Philosophie, Sprache, Religion, Literatur einem gewaltigen symphonischen polyphonen Geschehen gleich dar. Der erste Band ist in neun, vielfach untergegliederte Grundabschnitte aufgeteilt: Urgeschichte, archaische Hochkulturen, Steppenvölker, Alteuropa, Antike, Buddhistische Ökumene, Messianisches Zeitalter, Ostchristentum und Islam. Nicht einen Augenblick aber ist die große Synthese aus dem Auge verloren, die Geschichte erst zu Leben und Wirken erweckt.

Ein klug erdachtes System von Hinweisen aus Zahlen und Buchstaben bildet den Ariadnefaden, an welchem der Leser Reiche, Zeiten und Sphären durchwandert und so z. B.

zu Beginn, im Verlaufe oder am Ende der Darstellung einer politischen Ära sogleich etwa zur Kunstgeschichte oder Philosophie der gleichen Epoche oder umgekehrt geführt, auf Zurückliegendes verwiesen und bereits an vielen Stellen auf den zweiten Band vorbereitet wird. Das Handbuch ist im wahrsten Sinne „Folgt' aus Folge“, wie sie Goethe auch für die lebendige Geschichtsschreibung als Forderung vorschwebte. Höheres Vermögen wir zum Lobe des Werkes, in welchem sich ein europäisches Zusammenwirken aus dem Geiste in bleibender Weise dokumentiert, nicht zu sagen.

Hans Kühner

Ein ewiger Wanderer nach dem „Reich“

Wer *Friedrich Hielscher* einmal begegnet ist, wird ihn kaum vergessen haben. Sein Temperament, sein Streben nach intellektueller Redlichkeit, die aber durch ständige Kurzschlüsse beeinträchtigt wird, seine Sehnsucht nach Klarheit, seine ehrliche Auseinandersetzung mit religiösen Fragen, kurz seine vielfältige Persönlichkeit ließen nachhaltigen Eindrücke zurück.

Jetzt legt er unter dem Titel „*Fünfzig Jahre unter Deutschen*“ (Hamburg, Rowohlt. 484 S. DM 14,80) ein Buch vor, das sowohl im Titel wie im Inhalt voller Invektiven ist. Mit etwas Erstaunen stellt man fest, daß der gärende Most weder Klarheit noch Reife gewonnen hat und kein trinkbarer Wein geworden ist. Alles, was er an politischer Konzeption vorbringt, ist erfüllt von Romantizismen von gestern und einer ungesunden Mystik. Das von ihm ersehnte „Reich“ hat nach eigenem Zugeständnis schon mit den Stauern sein Ende gefunden. Das Urteil ohne Maß über die westliche kapitalistische Welt ebenso wie über den östlichen Bolschewismus ist ein Cocktail aus inkompatiblen Elementen und schlechterdings ungenießbar. Trotzdem behält das Buch seinen Wert als ein Diagnostizierungsmittel für die Mentalität von Leuten, die den einmal sie kleidenden Schillerkragen der Jugend auch im Alter abzulegen nicht in der Lage sind.

Über die Politik und seine vielen Wandlungen, die er ehrlich versucht hat, wird man hinweglesen. Seine Begegnungen aber mit Prominenzten von früher und mit heutigen in etwas lädiierter Geltung lassen Rückschlüsse zu, die wertvoll sind. Beneidenswert sein Gedächtnis, daß er glaubt, hundertfache Gespräche, die er früher geführt hat, im unverfälschten Wortlaut in direkter Rede wiedergeben zu können, selbst mit der etwas ungewöhnlichen Titelgebung „Frau Oberstudienrätin“. Seine Stellungnahme zu den Nationalsozialisten, von denen er nur als von dem „Gesindel“ spricht, ebenso wie zu den deutschen Widerstandskreisen nehmen für ihn ein. Wem es um die Erkenntnis der immer unklarer werdenden Mentalität mancher Angehörigen des Jahrgangs 1902 zu tun ist, der wird allerhand Interessantes in diesem sonderbaren Buch finden.

R. P.

Carl Augusts Biograph

Der Historiker *Willy Andreas*, vormals Ordinarius der Heidelberger Universität, gehört zu den nicht eben zahlreichen Gelehrten, die keine Spezialisten geworden sind. Auf vielen Gebieten hat er sich umgesehen. Wir verdanken ihm die gründlichste und anziehendste Schilderung der deutschen Zustände vor der Reformation. Er hat den Bundschuh, die Bauernverschwörungen am Oberrhein, geschildert, ist der vielberufenen venetianischen Staatskunst im Spiegel ihrer Gesandtenberichte auf den Spuren Rankes und angeregt von seinem unvergeßlichen Lehrer *Erich Marcks* nachgegangen. Alle Veröffentlichungen, die wir *Andreas* verdanken, behandeln selbst spröde Stoffe mit einer oft bezaubernden Eleganz. Immer versteht er, dem Leser auch das Entlegene gegenwärtig zu machen, ja es in eine fordernde Beziehung zu unserem Leben und seinen Aufgaben zu setzen. Ein wie glänzender Erzähler *Andreas* ist, hat er auch in einem reichen Reisebuch über Spanien und Portugal bewiesen.

Diese Gabe des Erzählens bewährt *Andreas* nun aufs neue in einer lange, auch durch Veröffentlichun-

gen vorbereiteten Biographie *Carl Augusts von Weimar* (Stuttgart, *Kilpper*. 612 S. 8 Tafeln). Der bisher vorliegende erste Band umfaßt die Jahre der Jugend des Fürsten, des Lebens mit *Goethe*, von 1757 bis 1783. *Andreas* schöpft aus zahllosen, darunter sehr vielen noch nie benutzten Quellen und gewinnt so die Möglichkeit, ein farbiges, an unbekannten Einzelheiten reiches kulturgeschichtliches Bild von den Zuständen des weimarischen Hofes und Landes zu entwerfen. Wichtiger bleibt dem Historiker, die Menschen zu porträtieren, sie in ihrem Wesen und Wandel lebendig zu machen. *Andreas* schildert uns den Hof *Anna Amalias* und die Umwelt *Carl Augusts* nicht in idealisierender Schönfärberei, sondern so, wie sie nach Ausweis der Zeugnisse wirklich waren, mit psychologischer Kunst abwägend, auch Unerfreuliches nicht verhüllend, aber ohne den Respekt zu vergessen, der einer großen Vergangenheit gebührt und den zu bewahren einer bloß feuilletonistischen Geschichtschreibung nur selten gelingt. *Andreas* hat sich mit diesem seiner Frau und Mitarbeiterin gewidmeten Werk das schönste Geschenk zu seinem 70. Geburtstag am 30. Oktober gemacht. Nachdem wir daran gewöhnt worden sind, viele dickleibige Romane zu lesen, sollten wir uns auch für die umfängliche Biographie eines Mannes sammeln, der nicht nur ein Freund *Goethes* gewesen ist, sondern in dem Porträt eines Meisters als ein Mensch von eigenem und merkwürdigem Wuchs vor uns tritt.

Paul Weiglin

Beachtenswerte Neuauflagen

1906 erschien *Karl Schefflers Liebermann-Biographie* zum ersten Male, und in den folgenden Auflagen paßte sich der Autor der sich festigenden Stellung *Liebermanns* in seiner Zeit an. Im Nachlaß des 1951 Verstorbenen fand sich noch eine letzte Überarbeitung, die der Insel-Verlag, Wiesbaden, jetzt der Öffentlichkeit zugänglich macht: *Karl Scheffler, „Max Liebermann“* (mit 65 Bildtafeln und einem Nachwort von *Carl Georg Heise*. 118 Texts. DM 14,60). Diese Neuausgabe des

Werkes von einem Großen über einen Großen mag dazu beitragen, den heute aus dem Bewußtsein des Publikums fast verdrängten Liebermann wieder in den Vordergrund zu rücken.

So begrüßenswert es ist, daß der Phaidon-Verlag in Köln sich der „Römischen Geschichte“ von Theodor Mommsen angenommen hat, so bedauerlich bleibt es, daß er die ersten drei Bände, wenn auch gekürzt um gar zu spezielle Fragen behandelnde Partien, in einem unhandlichen Mammutband von 976 S. (DM 17,50) vorlegt. Der 5. Band soll unter einem eigenen Titel später folgen. Die verantwortungsvolle Aufgabe der Kürzungen ist überzeugend erfüllt, wenngleich durch sie die Bedeutung der Ausgabe als Quellenwerk beeinträchtigt wird.

In der „Bibliothek der Weltgeschichte“ hat der Verlag G. B. Fischer & Co., Frankfurt, jetzt Jacob Burckhardts „Die Zeit Constantins des Großen“ im unveränderten Text der zweiten Ausgabe herausgebracht (432 S. 16 Abb. DM 9,80) — ein um so dankenswerteres Unternehmen, als dieses frühe Werk des großen schweizer Historikers, das bei uns wenig bekannt ist, in seiner umfassenden Anlage und seiner sprachlichen Brillanz auch hundert Jahre nach seinem ersten Erscheinen wie alle seine Werke Gewinn und Genuß bedeutet.

1910 ist Ricarda Huchs Roman „Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri“ erstmals erschienen, den der Insel-Verlag jetzt wieder vorlegt (371 S. DM 6,80). Er ist kaum noch zu den „erzählenden Hauptwerken“ der Dichterin zu rechnen, wie der Klappentext es tut, sondern gehört recht eigentlich in die Reihe ihrer historischen Werke, und deshalb ist die schöne und preiswerte Neuausgabe besonders erfreulich.

Ein seltenes Jubiläum kann die Deutsche Verlagsanstalt feiern: die einmillionste Ausgabe von Waldemar Bonsels „Biene Maja“ in deutscher Sprache (abgesehen von 26 Übersetzungen). Die Deutsche Verlagsanstalt legt aus diesem Anlaß eine hübsch ausgestattete Jubiläums-

ausgabe vor (180 S. DM 4,80). — Waldemar Bonsels „Indienfahrt“ ist gleichzeitig in der List-Bücherei neu aufgelegt worden (214 S.). D. R.

Buchwalds „Schiller“

Es gehört zu den wesentlichsten und unabweisbaren Aufgaben unserer Gegenwart, den Menschen dieser Zeit, vor allem die junge Generation, in ein fruchtbares Verhältnis zu unserer Klassik zu bringen. Es ist nicht zu verantworten, daß sich ein Volk seinem großen Jahrhundert entfremdet. Da die Schule diese Aufgabe nur in Ausnahmefällen zu lösen vermag, kommt sie vor allem denen zu, denen das Erbe anvertraut ist, die ein Hüter- und Wächteramt an dem geistigen Besitz unseres Volkes übernommen haben. Eine solche Aufgabe hat für Schiller Reinhard Buchwald in vorbildlicher Weise gelöst. Schon im Jahre 1937 gab er seine große Darstellung von Schillers Leben und Werk heraus. Viele neue Funde, vor allem zur Jugendgeschichte, und eine folgerichtige Auswertung dieser Funde führten dazu, Schillers innere Entwicklung in neuen Perspektiven zu sehen. Buchwald geht es bei dieser Darstellung darum, Schillers Lebensgeschichte darzustellen und aus seinem Lebensgang heraus das Werk zu begreifen und zu deuten. Die Form, die Buchwald gewählt hat, verdient unsere rückhaltlose Anerkennung. Er hat den reichen Stoff dergestalt bearbeitet, daß eine erfüllte und ausgewogene Biographie entstanden ist. Buchwalds Arbeit hat dabei die Absicht, die uns fehlende Selbstdarstellung Schillers zu ersetzen. Er gibt also nicht nur eine Geschichte des äußeren Lebensablaufs, sondern auch eine solche der Entwicklung von Schillers Geist.

Reinhard Buchwald hat sein Werk in der eben erschienenen neuen Ausgabe sehr gründlich überarbeitet, ja auf weite Strecken neu geschrieben. Neu ist auch ein ausführliches Nachwort, in dem er noch einmal seine Absichten klarstellt und sich in Anmerkungen mit den neuesten Ergebnissen der Schillerforschung auseinandersetzt. Wir werden im kommenden Jahre ein Schillerjubiläum

begehen. Möge es dabei nicht bei äußeren Feiern bleiben! Ein Werk wie das vorliegende, das vor allen Dingen auch in die Hände der jüngeren Generation gehört, ist berufen, den Deutschen zu sagen, wer Schiller war und was er ihnen in der Gegenwart sein kann. Und er kann uns, richtig verstanden und von Mißverständnissen befreit, viel sein. Sein tragischer Idealismus steht uns näher, als wir glauben wollen.

Wir danken Reinhard Buchwald für sein Werk und dem Verlag dafür, daß er es neu verlegt. (Reinhard Buchwald: „Schiller“ / I. Band: „Der junge Schiller“; II. Band: „Der Weg zur Vollendung“. 452 S. und 500 S. mit je vier Bildtafeln. Je DM 16,—. Wiesbaden, Insel). Otto Heuschele

Die Parteien in Frankreich

In der gegenwärtigen Lage Europas hat die innere Entwicklung Frankreichs eine weit über die Grenzen des Landes hinausgehende Bedeutung. Die häufig wechselnden politischen Gruppierungen nicht nur der Parteien zueinander, sondern innerhalb der Parteien selbst, von denen das parlamentarische Geschehen und nicht zuletzt die Regierungsbildung bestimmt werden, machen es dem Außenstehenden zweifellos oft schwer, sich zurechtzufinden. Das kleine Buch von Jacques Fauvet, „Von Thorez bis de Gaulle. Politik und Parteien in Frankreich“ (Verlag der Frankfurter Hefte. 240 S. Leinen DM 5,80) wird ihm bei diesem Bemühen ein zuverlässiger Führer sein. Hier findet er eine klare übersichtliche Darstellung der Parteien Frankreichs. Geistige Grundlagen, soziale Struktur, Organisation und Entwicklung der jüngsten Zeit werden kurz und sachlich behandelt. Kleine Kartenskizzen geben einen Überblick über die geographische Verbreitung der größeren Parteien. Auffallend sind die vielfachen Überschneidungen, die sich dabei herausstellen, ebenso die ideologischen Spannungen innerhalb der Parteien selbst, aus denen sich manche Erscheinung des französischen politischen Lebens seit 1945 erklärt, die zunächst von außen ge-

sehen vielleicht überrascht. Neben dieser ausgezeichneten Information über die französischen Parteiverhältnisse enthält das Buch auch ganz unaufdringlich manches kluge Wort über Politik, das nicht nur für Frankreich gilt, und manche aufschlußreiche Bemerkung über die innere Lage Frankreichs, die der Verfasser einmal so kennzeichnet, daß für viele Franzosen die Vierte Republik nur ein Zwischenakt sei; die einen geben keine Ruhe, ehe das Land nicht zur Dritten Republik zurückkehre, womit sie teilweise schon Erfolg hatten, während die anderen im Gegenteil wollen, daß das Land einem neuen Regime zustrebe. Die Frage bleibt, ob und wie die Mitte, welcher der Verfasser selbst angehört, sich behaupten wird.

Bernhard Knauf

Europäische Verteidigung

Die Befürworter der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft in Frankreich haben unter dem Titel „Die neue deutsche Armee ist da“ ein Buch herausgebracht, das die breite Öffentlichkeit von der Notwendigkeit einer Entscheidung für die EVG überzeugen soll (Alexis Dormont, „La nouvelle armée allemande est là“, Paris 1954, Verlag Amiot-Dumont, 216 Seiten). Die Initiatoren dieses Werkes gehen dabei einen etwas eigenartigen Weg — fast könnte man sagen, sie experimentieren mit der Schockwirkung. Denn das Buch schildert nichts anderes als den Aufbau der Volkspolizei in der Ostzone. An Hand ausführlichen Materials der zuständigen deutschen und amerikanischen Dienststellen und Ministerien will man den mißtrauischen Franzosen mit Statistik und kleinsten Einzelheiten überzeugen: von der Waffenproduktion in den Fabriken bis zu Namen und Lebenslauf der militärischen Kommandeure ist alles sorgsam zusammengetragen. „Während die Kommunisten bei uns gegen jede deutsche Wiederbewaffnung schreien, bauen sie im Osten Deutschlands eine Armee auf“, schreibt General Béthouart in seinem Vorwort und kommt zu dem Schluß, daß die EVG der einzige Schutz gegen diese Gefahr sei. Aber

es erscheint uns bei aller Anerkennung der guten Absicht zweifelhaft, die Notwendigkeit der Wiederbewaffnung Deutschlands Franzosen gegenüber mit dem Argument zu verteidigen, daß sie ja in Ostdeutschland schon vollzogene Tatsache sei. Das Argument auch der Unentschlossenen jenseits des Rheins könnte zu leicht sein: Dann laßt uns die Gefahr nicht auch noch verdoppeln. Denn leider sehen viele Franzosen diese Gefahr gar nicht so sehr in der Aufrüstung des kommunistischen Machtbereichs als in einer wiedererstehenden deutschen Militärmacht. Ein Buch — bisher fehlt es in Frankreich leider noch — über die neue Bundesrepublik, das zu gutem Zweck informiert und viele falsche Vorstellungen und Vorurteile bei großen Teilen der französischen Bevölkerung beseitigt hätte, wäre unseres Erachtens sinnvoller und auch für den angestrebten Erfolg zweckmäßiger gewesen. *hjn*

Britische Kriegsgeschichte

Von der groß angelegten britischen Geschichte des Zweiten Weltkriegs ist ein weiterer Band herausgekommen: „*Das Mittelmeer und der Mittlere Osten*“, Band I „Die frühen Erfolge gegen Italien“ (bis Mai 1941). Der Verfasser ist Generalmajor I. S. O. Playfair. Auch bei diesem 506 Seiten umfassenden Band muß die Anerkennung wiederholt werden, die wir in der D. R. den ersten Bänden gezollt haben: die klare Gliederung des Stoffes, die wissenschaftlich-sachliche Darstellung, die wertvolle Ausstattung mit Karten und Abbildungen. So ist diese Militärgeschichte auch für den zivilen Historiker eine wichtige Quelle, um so mehr, als sich gerade in dem vorliegenden Band „Mittelmeer und Mittlerer Osten“ politische und militärische Führung ständig überkreuzen und die Politik mindestens die Hälfte des Geschehens einnimmt.

Um von der Fülle des Stoffes dieses Zeitabschnittes ein Bild zu geben, seien einige Stichworte aufgezählt: Erste Operationen zur See und in Libyen nach dem Kriegseintritt Italiens Juni 1940 — Der Überfall auf die französische Flotte bei Oran — Die

Operationen in Kenya, im Sudan, in Somaliland und Äthiopien — Die Bemühungen, Malta zu stärken — Der britische Torpedo-Nachtangriff gegen die italienische Flotte im Hafen von Tarent — Die erste britische Offensive in der Wüste, die Einnahme von Tobruk und der Cyrenaica Februar 1941 — Das deutsche Eingreifen in Libyen (Rommel) — Edens Verhandlungen mit Griechenland und der Türkei — Zusammenbruch der italienischen Herrschaft in Abessinien.

Auf eine Besonderheit des Mittelmeerkrieges sei hingewiesen: die für die britische Kriegführung und Versorgung lebenswichtige Längsachse Gibraltar-Alexandria war infolge der flankierenden Bedrohung durch die italienische Flotte und Luftwaffe, später auch durch die deutsche Luftwaffe, für den normalen Geleitzugverkehr unbenutzbar geworden. Nur ausnahmsweise unter besonderen Vorsichtsmaßnahmen konnten besonders schnelle englische Schiffe noch durchgeschleust werden, vor allem als es um die Existenz des schwerbedrängten Malta ging. Diese Gefährdung wäre noch viel größer geworden, wenn die italienische Marine etwas mehr Initiative gezeigt hätte. Dagegen werden Geist und Leistungen der italienischen Luftwaffe von britischer Seite gerühmt. Da das Mittelmeer als Nachschublinie ausfiel, wurde die kombinierte Takoradi-See-Luftverbindung eingerichtet. Zu Schiff von britischen Häfen bis Takoradi an der afrikanischen Westküste, dann mit dem Flugzeug quer durch Zentralafrika über den Sudan nach Ägypten. Daneben blieb als langsamste Verbindung der Schiffsweg um das Kap, durch das Rote Meer und den Suez-Kanal. *Robert Knauß*

Die letzte Revolution

Der spanische Bürgerkrieg hat seinen Niederschlag in der Literatur gefunden; die Intensität, mit der das geschah, mag u. a. ihren Grund haben in der Modellhaftigkeit der Vorgänge, in ihrer Überschaubarkeit. Hier wurde — in einem Land — vorweggenommen, was kurze Zeit darauf die ganze Welt befallen

sollte. Seit dem 17. Jahrhundert erlebte Europa wieder Krieg als einen Kampf der Ideologien. Zum andern ist es der letzte Einsatz der politischen Linken für die Sache der Freiheit, dessen Scheitern sich nicht allein militärisch erklären läßt, sondern aus dem Wesen der Revolution selbst. Damit fand eine Entwicklung, die 1789 begann, ihren Abschluß.

André Malrauxs Buch „Die Hoffnung“ (Stuttgart 1954, Deutsche Verlags-Anstalt. 483 S. DM 15,80) dessen deutsche Ausgabe um Jahre zu spät kommt (das Original erschien 1937 in Paris), ist kein Roman im eigentlichen Sinne. In verhältnismäßig kurzer Zeit geschrieben, stellt es formal ein flüchtiges Gemisch aus Tagebuch, Reportage und Erzählung dar. Literarisch steht es weit hinter „La condition humaine“ zurück. Seine Mängel sind in der deutschen Übersetzung besonders deutlich spürbar, da die Übertragung von *Hans Kauders* das Heterogene durch sprachliche Ungenauigkeiten und Fehler noch verstärkt hat. So kommt der gelegentliche Durchbruch zum Dichterischen kaum im Sinne des Originals zur Wirkung. Doch zielt dieses Buch nicht auf literarischen Effekt; dieser Roman ist kein Kunstwerk, er will es auch gar nicht sein, sondern eher ein politisches Manifest, mehr noch ein menschliches Dokument. Im Gegensatz zu den anderen Darstellungen des spanischen Bürgerkrieges (Hemingway: „Wem die Stunde schlägt“; Stefan Andres: „Wir sind Utopia“) geht es in der „Hoffnung“ nicht um eine Episode oder ein beispielhaftes Geschehen, das symbolisch für das Ganze zu stehen hätte, vielmehr wird in dem Roman ein längerer Zeitabschnitt gefaßt und von mehreren Kriegsschauplätzen berichtet. Malrauxs Reportage arbeitet mit einer Art Film-Technik: der Sturm auf die Kasernen von Barcelona — nächtliches Bombardement auf Madrid — Waffenruhe am Alcazar zu Toledo. Die Positionen wechseln ununterbrochen: das Gesamtereignis wird von vielen Standpunkten aus angeschnitten. Zwischen diese szenische Bestandsaufnahme sind je-

doch Parteien eingeschoben, die Malrauxs Roman weit über die übliche Form des Berichts hinausheben. Hier liegt auch seine eigentliche Aktualität, politisch und geistig.

Die Hoffnung ist das magische Zentrum, aus dem die Aktionen kommen — erst im Augenblick ihres Scheiterns leuchtet ihr geheimer Sinn auf. An dieser Interpretation des menschlichen Schicksals ist der Einfluß Nietzsches deutlich spürbar, romantischer Nihilismus von starker Verführungskraft. Erst der Untergang erhöht das Handeln zum Beispielhaften. Nicht der Erfolg entscheidet über den Rang des Tuns, sondern, daß es gewagt worden ist. So bleibt die Revolution, die Freiheit ein Traum, der vor der Wirklichkeit des Organisatorischen zerfließt. Und doch: „Die Menschen gehen nur für das in den Tod, was nicht existiert“, sagt Garcia. Noch deutlicher heißt es an anderer Stelle: „Die Kommunisten wollen etwas *machen*. Sie aber und die Anarchisten wollen — auf Grund verschiedener Erwägungen — etwas *sein*. Das ist die Tragödie jeder derartigen Revolution. Die Mythen, denen wir nachleben, widersprechen einander: Pazifismus einerseits, Notwendigkeit der Verteidigung andererseits; Organisation einerseits, christliche Gedankengänge andererseits; wirksames Handeln einerseits, Gerechtigkeit andererseits und so fort . . .“ Es geht in diesem Buch um den tragischen Widerstreit von Idee und Wirklichkeit, und nicht zuletzt geht es um den Menschen, der sich und seinem Mitmenschen begegnet in der Bruderschaft aller Kämpfenden und Leidenden. Das hier angeschlagene Thema von der Revolution, von der Freiheit, von all dem, „was nicht existiert“ und für das der Mensch stirbt, führt über Partei und Politik in den weiten Raum des Schicksals.

Franz Schonauer

Der Zweite Weltkrieg im Spiegel der Dichtung

Im steigenden Maße waren während des letzten Jahres Bücher zu verzeichnen, die sich mit dem Erleben des Krieges auseinandersetzen und sich um die dichterische Bewäl-

tigung dieses Erlebnisses bemühten. Drei dieser Bücher, jedes völlig verschieden in seiner äußeren und inneren Gestaltungsform, liegen vor uns. Da ist zunächst *Otto Heinrich Kühners „Nikolskoje“* (München 1953, Langen-Müller. 290 S. DM 10,80). Der Autor fühlt sich hier nicht als ein Zeitchronist wie Plievier, sondern sein Buch ist vor allem anderen eine private Auseinandersetzung mit dem Erlebnis Rußland. Dementsprechend wählte er statt des epischen Berichts das Tagebuch als literarische Form. Dem äußeren Geschehen — die Geschichte einer mit deutschen Vorgesetzten versehenen freiwilligen Kosakeneinheit im Partisanengebiet hinter der Front — läuft ein inneres entgegen: je deutlicher nämlich sich der Zusammenbruch des militärischen Abenteuers abzuzeichnen beginnt (in diesem Buch durch die geschlossene Desertion der Schwadron), desto mehr dringt auf der anderen Seite der Tagebuchschreiber in das Geheimnis des russischen Landes und seiner Menschen ein, desto mehr beginnt er es zu lieben und damit zu verstehen. Dieses Erleben aber läßt ihn zu der Erkenntnis finden, daß trotz aller Grausamkeiten, die zu begehen der Mensch sich in diesem Kriege täglich, ja stündlich fähig erwies, er doch „besser ist, als er ist“. Das in einer sauberen, zuchtvollen Sprache geschriebene Buch lebt aus seiner starken inneren Spannung und wird durch die Wärme seiner Landschafts- und Menschenschilderung seine Leser auch trotz des nicht immer gemeisterten kompositorischen Aufbaus beeindrucken.

Ganz anders *Herbert Zands „Letzte Ausfahrt“* (Wien 1953, Donau-Verlag. 398 S. DM 10,—). Im Untertitel nennt sich das Buch „Roman der Einkesselten“ und deutet damit auf die Absicht des Dichters hin, hier mehr als einen realitätsgebundenen Bericht, mehr auch als eine nur private Konfession zu geben. Vielmehr versucht Zand, das immanente Existenzerlebnis der modernen Literatur in der Situation des Einkesseltheits im Kriege gleichsam in einer höchstmöglichen Potenz abzuschildern und zu begrei-

fen. So findet sich auch hier nicht die Gemächlichkeit des epischen Berichts, statt seiner jagt das Geschehen in dramatischer Steigerung, wie fiebergeschüttelt, seinem Ende zu und zieht, zwischen den grausam nüchternen Bildern des Schlachtfeldes sich immer wieder in traumhafte Visionen verlierend, die handelnden Personen unbarmherzig in seinen Sog, Menschen, die „unaufhörlich von Tod und Dunkel bedroht“ sind. Verloren sind sie alle, die „Helden“ dieses Romans, der Oberstleutnant wie der blutjunge Gefreite, verloren und verdammt bis zu dem Augenblick, in dem sie die sinnlose Mechanik des Räderwerks erkennen, in das sie sich widerspruchslos hatten einspannen lassen. Die stündlich näherrückenden Fronten des Kessels lassen keinen Ausweg mehr zu, der Mensch kann nur in sich selbst eine Entscheidung — und damit zugleich einen Weg aus der Existenzangst unserer Epoche — finden: „Im Sinnlosen der Sinn war nur er selbst und sein Entschluß.“ Zands Roman lebt aus einer Sprache, die zwar den Mut zu ganz neuen, kühnen Bildern und Vergleichen findet und sich um jeden Preis um eine hochgespannte Intensität des dichterischen Ausdrucks bemüht; damit verliert sie aber streckenweise die Herrschaft über sich selbst, wird unklar und verschwommen dort, wo höchste Präzision des Ausdrucks erwünscht gewesen wäre.

Diesen beiden Werken gegenüber greift das neueste Buch von *Rolf Schroers „Jacob und die Sehnsucht“* (Düsseldorf 1953, Eugen Diederichs-Verlag. 371 S. DM 13,80) äußerlich die Form des deutschen Bildungsromans auf, in dem er das Heranreifen eines jungen Menschen erzählt. Schloß jener jedoch meist mit dem Sicheinleben des Helden in die bürgerliche Gesellschaftsordnung, so endet Schroers Roman mit der bitteren Erkenntnis, daß der heutige Mensch, wenn er ehrlich gegen sich selbst ist, nur außerhalb der Gesellschaft seinen Platz finden kann. Mit einer schonungslosen Offenheit und — ähnlich wie Rudolf Krämer-Badoni in seinem Roman „In der großen Drift“ — der Realität immer

hart auf den Fersen, setzt der Verfasser sich mit dem Geschehenen auseinander. Jacob wird zum Repräsentanten einer ganzen Generation, die ohne inneren Halt den Parolen der Nazi folgte und während des Krieges die erschreckende Hohlheit der braunen Fassaden erkennen mußte. Der Heimgekehrte wird mit seinen Gewissensqualen nicht fertig und findet auch innerhalb des restaurativen Gemäuers des Nachkriegs-Deutschlands keinen Platz mehr. Gegen die Vorzüge des Werkes, unbestechliche Wahrheitsliebe der Aussage, sprachliche Präzision und kompositorische Disziplin wiegen die gelegentlichen Schwächen der Handlung und die bisweilen allzu starke intellektuelle Kühle des Autors leicht. Das Buch zählt zweifellos zu den bemerkenswertesten Leistungen der jüngeren Autorgeneration.

Jürgen Eyssen

Kurz angezeigt

Die Raumnot zwingt uns, wiederum auf eine Anzahl Bücher der letzten Zeit nur kurz hinzuweisen, obgleich das eine und andere eine ausführliche Besprechung verdiente. Dies gilt besonders für die Anthologie „Freier Geist zwischen Oder und Elbe“, die Günther Birkenfeld und Rudolf Hagelstange im Auftrag des Kongresses für die Freiheit der Kultur zusammengestellt haben aus Beiträgen von Sowjetzonen-Emigranten, Namenlosen der Sowjetzone und Autoren aus dem freien Berlin. Da stehen bekannte Namen neben kaum bekannten, gelungene Arbeiten neben Versuchen — aber aus allen, Prosastücken und Gedichten, spricht die bittere Anklage gegen das Regime der volksfeindlichen Diktatur.

Im Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, erschien unter dem Titel „Die kleine Heilige“ die Biographie der Therese von Lisieux von Maxence van der Meersch (208 S.). Sie greift das uns bekannte Bild der Therese von Lisieux mit scharfen und überraschenden Waffen an.

In der Reihe jener wissenschaftlich-unterhaltenden Bücher, die mit Cerams „Götter, Gräber und Gelehr-

te“ begann, bringt Rowohlt jetzt „6000 Jahre Brot“ von Heinrich Eduard Jacob (502 S.), der in diesen Tagen 65 Jahre alt wird. Jacob, auf eine Unzahl Quellen gestützt und stilistisch gewandt wie eh und je, gibt hier einen unterhaltsamen und doch keineswegs oberflächlichen Bericht über Getreide und Brot von der vorgeschichtlichen Zeit bis in die Gegenwart.

Jede Beachtung und weiteste Verbreitung verdient das im Pädagogischen Verlag Schwann, Düsseldorf, erschienene Buch von Werner Zimmermann „Deutsche Prosadichtungen der Gegenwart“ (198 S.). Es ist eine Sammlung von Textinterpretationen, die offenbar im wesentlichen auf die praktische Arbeit im Deutschunterricht der Oberstufe zurückgeht. Nicht nur für die behandelten Werke wird ein besseres, ein exakteres Verstehen erreicht, sondern Zimmermann weiß das Stilgefühl der Lehrenden und Lernenden nachhaltig zu schulen. Der schmale Band sollte zur Pflichtlektüre mindestens für jeden werden, der „Deutschunterricht“ erteilt.

Kurt Ziesel hat es für richtig gehalten, seine Erlebnisse während des Krieges unter dem Titel „Das Leben verläßt uns nicht“ (Stuttgart, Verlag Deutsche Volksbücher. 378 S. DM 11,80) zu veröffentlichen. Seine Leserschaft wird sich darüber freuen, während seine Nicht-Anhänger sich durch Sätze wie „Doch ist die Heuchelei ja das historische Recht der Briten“ in ihrem Urteil über ihn bestätigt fühlen werden.

Über dieselbe Zeit schreibt aus dem Blickpunkt des Historikers der englische Professor Sir Lewis Namier in seinem Buch „In the Nazi Era“ (London 1952, Macmillan & Co. 204 S.). Dieser Band ist der letzte einer Trilogie, deren beide erste Bände, „Diplomatic Prelude“ und „Europe in Decay“, schon vor einiger Zeit erschienen sind. In dem Buch ist ein gewaltiges Material verarbeitet, und der Autor erreicht auch in seinen harten Urteilen eine erfreuliche Objektivität.

Nicht als Historiker, sondern als Mit-Lebender schildert Siegfried Marck, der nach seiner Emigration

aus Deutschland einige Jahre in Frankreich verbrachte und jetzt als Philosophie-Professor in Chicago tätig ist, „Große Menschen unserer Zeit. Portraits aus drei Kulturkreisen“ (Meisenheim/Glan, Westkulturverlag. 226 S. DM 14,—). Die drei Kulturkreise sind ihm der amerikanische, der deutsche und der französische, und die Auswahl der „großen Menschen“ ist eigenwillig und überraschend. Marcks leidenschaftliche Stellungnahmen, die in allen Fällen eine gründliche Beschäftigung mit dem Thema beweisen, können aber gewiß, wie er hofft, „einen kleinen Beitrag zu dem gegenseitigen Verständnis in den drei Kulturkreisen“ leisten.

Zwei weitere Bücher kommen von in Amerika lehrenden Professoren. John T. Krumpelmanns Arbeit „Mark Twain and the German Language“ (Louisiana State University Press. 21 S.) ist ein unterhaltsamer Essay, der Mark Twains sonderbares Verhältnis zum Deutschen beleuchtet: „Ich habe das Deutsche Sprache gelernt und bin ein glücklicher Kind, you bet“. — Das andere ist eine Untersuchung von Heinrich Henel über „The poetry of C. F. Meyer“ (The University of Wisconsin Press. 333 S.). Henel hat in diesem Werk erstmals den gesamten handschriftlichen Nachlaß Meyers verwertet und vermag dadurch neue Aspekte für die Dichtung des großen Schweizer zu eröffnen, dessen Prosa so ungleich bekannter ist als seine Lyrik.

Lyrik in zwei Sprachen bietet der Insel-Verlag: eine Auswahl aus Christian Morgensterns „Galgelieder“ unter dem Titel „Das Mondschaf / The Moon Sheep“ mit englischen Fassungen der Gedichte von A. E. W. Eitzen (95 S. DM 4,80). Es ist verblüffend zu sehen, welch neuartigen Zauber die vertrauten Galgelieder in der fremdsprachigen Fassung auszuüben vermögen.

Verblüffender noch ist, was Joachim Günther in seinem Bändchen „Die zahme Sphinx“ (Witten, Eckart Verlag, 72 S. DM 3,20) uns bietet: eine große Zahl von Versrätseln, die meist erhebliche Anforderungen an den Ratenden stellen.

Die Entwicklung der Technik in zweieinhalb Jahrtausenden schildert Dr. Friedrich Klemm: „Technik. Eine Geschichte ihrer Probleme“ (Freiburg, Karl Alber. XII, 456 S. 94 Abb. DM 26,—). Dieses aus Vorlesungen an der Münchner Technischen Hochschule hervorgegangene Buch bringt mit unzähligen Dokumenten eine Darstellung der Wechselbeziehung zwischen Technik und Gesamtkultur und enthält unendlich viel Anregendes und Belehrendes.

Die richtige Anwendung nicht nur der Technik auf das heutige Leben will F. I. Mosler vermitteln mit seinem Buch „Wollen Sie bauen?“ (Bamberg, Eigenverlag. 312 S. 160 Abb. DM 10,80); es ist ein umfassendes Handbuch, mit dem sich jeder, der heute ans Bauen herangeht, zuvor beschäftigen sollte.

Wie der Mensch sich die Technik dienstbar macht, das wird wohl selten so deutlich wie bei Charles A. Lindbergh, dessen Werk „Mein Flug über den Ozean“ (Frankfurt a. M., S. Fischer. 570 S. 8 Abb. DM 18,50) mit der Schilderung seines berühmten ersten Nonstop-Flugs New York-Paris 1927 einen Bericht über sein Leben in unaufdringlich-liebenswürdiger Weise kombiniert. Das spannend geschriebene Buch hat Hans Jürgen Soehring in ein flüssiges Deutsch übertragen.

Hundert Jahre zuvor ging die Reise in umgekehrter Richtung, von Frankreich nach Amerika. Alexis de Tocqueville's Reiseschilderung „In der nordamerikanischen Wildnis“, von ihm ursprünglich als Anhang seines Werkes über die amerikanische Demokratie gedacht, ist jetzt von Hans Zbinden erstmalig übersetzt und vom Hans Huber Verlag, Bern, veröffentlicht worden (123 S.). Dieser Reisebericht eines scharfsichtigen Beobachters verdient als Gegengewicht zu den immer noch allzu vielen oberflächlichen Wildwest-Darstellungen jede Verbreitung, und Hans Zbindens instruktives Nachwort verleiht der Ausgabe besonderes Gewicht.

Dankenswert ist zumal in Anbetracht dessen, was wir seit zwanzig Jahren als „politische Reden“ hören müssen, daß der Argon Verlag in

Berlin-Tempelhof ein Bändchen „Meisterreden“ von Otto von Bismarck herausgegeben hat (110 S. DM 3,50). Es enthält vier Reden aus den Jahren 1878 bis 1888 und zeigt uns den maßvollen und überlegenen Politiker, mit einem Wort: den Staatsmann Bismarck in seiner größten Zeit.

Die heutige Politik in knappen Worten zu analysieren, unternimmt Harry Proß in einem interessanten Essay an der Hand sowjetischer Karikaturen: „Der Osten und die Welt“ (Frankfurt a. M., Eremiten-Presse. 44 S. DM 2,80). Der Versuch ist jeder Beachtung wert, wenn es auch schade ist, daß die Unterschriften der Karikaturen nicht beigegeben wurden.

Unter den Werken, die sich mit der Entwicklung der Lebewesen der Erde und mit der Erforschung der Erde durch den Menschen befassen, sind im Fackelträger-Verlag, Hannover, zwei Bücher neu aufgelegt worden: Wilhelm Bölsche, „Das Leben der Urwelt“ (320 S. 140 Abb. 38 Fotos. DM 9,80), und Richard Buschick, „Die Eroberung der Erde“ (400 S. 27 Abb. 45 Fotos. DM 9,80). Beide Bände sind unterhaltsam geschrieben, aber wissenschaftlich fundiert und für die neuen Auflagen auf den neuesten Stand der Forschung gebracht.

Zeitlose Tiergeschichten hat Aloysius Roche in seinem Büchlein „Tiere unterm Regenbogen“ zusammengestellt (Berlin-Dahlem, Morus-Verlag. 143 S. DM 7,80): unterhaltende und nachdenkliche Fabeln und Geschichten um alle möglichen Tiere und Heiligen, von Agnes Miller Parker mit naturalistischen Holzstichen geschmückt. Das Ganze: ein hübsches Geschenkbändchen.

Gut zum Verschenken eignet sich auch das soeben bei Klett Stuttgart publizierte Büchlein von Maria v. Hornstein „Was spricht der Hund?“ (195 S.), das an Hand einer großen Zahl von Beispielen Erlebnisse um Hunde und mit Hunden wiedergibt, mit einer ungewöhnlichen Beobachtungsgabe und einem nicht geringeren Einfühlungsvermögen in das Wesen der Tiere.

Eine nur zu bedeutende Seite unseres Lebens behandelt „Das heitere Tabak-ABC“ von H. Friedrich und E. Huber (Stuttgart, Muth'sche Verlagsbuchh. 160 S. DM 6,90), das, wie ein Lexikon aufgemacht, alles nur im entferntesten Wissenswerte über den Tabak und das Rauchen in humoriger Form enthält, wobei die amüsanten Zeichnungen eine besondere Freude bilden.

Amüsant, aber doch vor einem recht ersten Hintergrund, ist des Ungarn-Engländers George Mikes' Buch „... über Alles. Sachliche Reise durch Deutschland“ (Zürich, Diogenes. 159 S.). Mikes ist im Frühjahr 1952 mit sehr offenen Augen durch die Bundesrepublik gereist, und seine Beobachtungen sind nicht alle schmeichelhaft für uns, aber sein köstlicher Humor versöhnt auch mit gelegentlichen Schärfen. Aus dem Büchlein können gerade wir Deutschen viel über uns lernen.

Den harten Lebensweg des Vorsitzenden des DGB, Walter Freitag, zeigt ein im arani-Verlag, Berlin-Grünwald, erschienenen Büchlein von Hermann Herberts auf (54 S. DM 2,95), als Beispiel für Leben und Reifen eines Gewerkschaftlers in unserer Zeit. — Zwei weitere Kurzbiographien des arani-Verlags behandeln Otto Suhr und Franz Neumann.

Eine Aufsatzsammlung seiner Freunde zum 70. Geburtstag wurde für Hans Ehrenberg unter dem Titel „Kraft und Innigkeit“ von J. Harder im Verlag Lambert Schneider, Heidelberg, herausgegeben (150 S.). Zu den Beiträgern gehören unter anderem Fedor Stepun, Viktor von Weizsäcker, Wilhelm Küttemeyer, D. Ernst Wilm. Aus den Worten seiner Freunde enthüllen sich hier Wesen und Art eines der Großen unserer Zeit.

Als Gedenkschrift für einen Mann, der im Juni d. J. 80 Jahre alt geworden wäre, hat seine Tochter Hildegard Roselius die Schrift „Ludwig Roselius und sein kulturelles Werk“ (Braunschweig, Georg Westermann. 80 S. 27 Abb. DM 3,20) veröffentlicht. Sie wird dazu beitragen, das Gedächtnis an einen verdienten Förderer der Kunst wach zu halten. D. R.

Die ideologische Fakultät

Man ist versucht, eine solche zu gründen, nachdem man den Roman „Die Studenten von Berlin“ von Dieter Meichsner gelesen hat (Hamburg, Rowohlt. 621 S. DM 13,80). Das Schwergewicht dieses Romans liegt eigentlich nicht dort, wohin der etwas anspruchsvolle Titel verweist. Man vermißt sowohl das spezifisch Studentische als auch spezifisch Berlinisches. Aus der mehr im journalistischen Sinn aktuellen Lage der jungen Universitätsgründung zieht Meichsner einen belletristischen Stoff. Gewiß, ein amerikanischer Philosoph, ich glaube, Emerson, sagte einmal, ein guter Kamin verbrennt seinen eigenen Rauch. Das hat Meichsner, was Asta-Sitzungen und sonstige schöne Dinge aus dem Alltag der Universitätsverwaltung betrifft, auch weidlich getan. Tat er es auch zur rechten Stunde? Meichsner, der sich als impulsiver und darstellerisch begabter Sprecher der heute Fünfundzwanzig- bis Dreißigjährigen erwiesen hat, den ein echtes Ethos der Auseinandersetzung über Fragen des Vaterlandes und der Humanität, des Einzelnen und der Gemeinschaft bewegt — er scheint sich diesmal vertan zu haben.

Meichsner wählte sich aus der Fülle studentischer Nachkriegsschicksale in Berlin sechs, um sie noch von den letzten Atemzügen des Dritten Reiches her bis heute zu verfolgen. Das Sonderbare ist, daß Meichsner dort, wo er die Tage des Zusammenbruchs und ihre untergehende Landser-Ära schildert, vollauf befriedigt, ja, in einem tieferen, Schillerschen Sinne „vergnügt“.

Ein bißchen sonderbar wird einem um's Herz, wenn Meichsner Dinge, die man selbst täglich in weit nüchterneren, glanzloseren Formen erlebt, latent dramatisiert. Die Studenten von Berlin — das ist die ins Plakathaft-Sensationelle gewendete Verklärung einer Lage, die freilich hart, politisch bedingt und einmalig ist. Es entsteht die Fiktion, als ob die Studenten von Berlin lauter kleine römische Heroen der Politik seien, als ob sie nur aus „Lage“ und „Schicksal“ beständen und nicht auch aus Geist, Arbeit und zäher Igno-

ranz alles dessen, was sich der Persönlichkeitsbildung entgegenstellt.

Gewiß, niemand wird den Studierenden, die der Wind des Geschicks durch die Machtsphären trieb, durch alle Niederungen von Verfolgung und Not, seine Teilnahme, ja seine Ehrfurcht und, wenn möglich, die Hilfsbereitschaft versagen. Aber eben dieses Studententum wird nicht glaubhaft durch eine Darstellung, die das geistige Profil der heranreifenenden Persönlichkeiten zu einer politischen Gesinnungsformel verkürzt. Was und wer von der Freien Universität tatsächlich in die Geschichte ragt, ist heute noch nicht zu entscheiden. Es liegt eigentlich außerhalb des Wesens und Sinns einer Universität, auf diese Weise „verwertet“ zu werden, auch dann, wenn ihre wechselvollen Umstände und Schicksale dazu einladen. Nicht im zeitlichen, sondern im schichtenmäßigen Sinn hört Meichsners Schilderung genau dort auf, wo ein Studentenroman beginnen sollte: jenseits des Zufälligen. Es ist dies eine sehr schwierige Aufgabe, selbst für einen begabten jungen Autor, weil sie Perspektiven und geistige Fein-Einstellungen voraussetzt, die sich wohl doch erst aus größerer Welterfahrung und Weltläufigkeit ableiten lassen. Wolfgang Grothe

Neue Reihenbücher

In der Reihe der Faro-Bücher des Fackelträger-Verlags, Hannover, sind drei neue Bändchen erschienen (zum Preise von je DM 1,50). „Dreiviertel Neugier“ ist ein tragischer Frauenroman von Adrienne Thomas, der Autorin von „Katrín wird Soldat“. — „Wunderquelle Milch“ von Gerdo Richter bringt 200 Rezepte, welche die verblüffend vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten der Milch beweisen. — „Beliebt sein — keine Kunst“ von R. Bach ist wieder eines der in letzter Zeit reichlich häufig erschienenen Bücher über Benehmen und Verhalten im täglichen Leben — ebenso wie „Plane und lebe erfolgreich“ von Broder Christiansen in der Reihe der List-Bücher. Dort sind weiter an neuen Bänden veröffentlicht worden: Heinz Werner Huebner,

„Das Floß der Vertriebenen“, ein „Roman“ genannter Bericht aus der Zeit des Zusammenbruchs. — *Gustav Regler*: „*Verwünschtes Land: Mexiko*“, ein spannendes Buch über ein noch so wenig bekanntes Land. — *Romain Rollands* faszinierender Roman von zwei ungleichen Schwestern „*Annette und Silvia*“, ist von *Paul Amann* vorzüglich verdeutscht. — *Ulrich Klever*: „*Der Hundeknigge*“, ein inhaltreiches Bändchen mit Wissenswertem und guten Ratschlägen über Hunde im allgemeinen und ihre Pflege. — „*Mikroben im Weltgeschehen*“ von *Oswald Gerhardt*, mit dem Untertitel „Sieg über die Seuchen“, bringt einen Überblick über die „kleinsten Feinde der Menschheit“ und ihre Überwindung.

In der Fischer-Bücherei sind die Bände 59—64 erschienen: *Helmut Gollwitzers* eindrucksvoller Bericht einer Gefangenschaft: „*Und führen, wohin du nicht willst*“, über den die D. R. ausführlich berichtet hat. — *Henry Benraths* „*Ball auf Schloß Kobolnow*“ ist ein recht oberflächlicher Unterhaltungsroman. — *Julian Huxley*, der Bruder *Aldous Huxleys*, gibt in seiner „*Entfaltung des Lebens*“ eine Übersicht über seine Evolutionslehre. „*Dem Himmel bin ich auserkoren*“, 1935 erstmalig veröffentlicht, gehört nicht zu den Hauptwerken von *Thornton Wilder*. Die neue Ausgabe erscheint nicht zwingend. — Desto erfreulicher ist „*Die dunkle Blume*“ von *John Galsworthy* als gelungener Gesellschaftsroman.

Die Produktion von Ro-ro-ro ist wieder umfangreich. *Kurt Kusenberg* verspricht in Band 113 „*Mal was andres!*“ — und bringt es auch in einer Sammlung hintergründig-amüsanter kleiner Prosastücke. — *Frank Thiess*’ „Roman eines Seekriegs“: „*Tsushima*“, als Doppelband erschienen, ist schon längst weit verbreitet. — „*Leid in der Stadt*“ ist die Geschichte eines sich in der Hetze des Pressewesens aufzehrenden Mannes, von *Richard Katz* spannungsreich erzählt. — Ein früher Roman von *Sinclair Lewis* „*Benzinstation*“ (im Original treffender „*Free Air*“), heiter, aber mit erhobenem Zeigefinger, wurde als Band 117 aufge-

nommen. — „*Eifersucht und Medizin*“, ein Arztroman des Polen *Michal Choromanski*, ist unterhaltsam und unwichtig, „*Die Fessel*“ der *Colette* (Band 120) dagegen faszinierend wie jeder Roman von ihr. — Erinnerungen an die Frühzeit der Besetzung erweckt der Roman von *Alfred Hayes* „*Alle deine Siege*“, der in Rom kurz nach der Befreiung spielt und das Verhältnis und die Verhältnisse der Besatzungssoldaten zur Bevölkerung zum Thema hat.

Die „Bibliothek Suhrkamp“ bringt in ihrer neuen Reihe, von der wir über einige Bände gesondert berichten, eine Neuausgabe von *Anna Seghers*’ Roman „*Aufstand der Fischer von St. Barbara*“, ferner *T. S. Eliots* neue Gesellschaftskomödie „*Der Privatsekretär*“ und schließlich eine Essaysammlung des 1950 verstorbenen Russen *Wjatschlaw Iwanow* mit dem Titel „*Das alte Wahre*“.

Die Reihe „Verständliche Wissenschaft“ des Springer-Verlags, Berlin, veröffentlicht in Neuauflage folgende Werke: *W. Jacobs*: „*Fliegen — Schwimmen — Schweben*“ und *W. Kruse / W. Dieckvoss*: „*Die Wissenschaft von den Sternen*“ (je DM 7,80), ferner *R. Goldschmidt* „*Einführung in die Wissenschaft vom Leben oder Ascaris*“ (DM 15,60).

Schließlich sei noch auf die vom Schiller-Nationalmuseum herausgegebene Reihe der „Turmhahn-Bücher“ hingewiesen, in der zuletzt publiziert wurden: *David Friedrich Strauss*: „*Justinus Kerner*“, *Wilhelm von Humboldt*: „*Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung*“, *Friedrich Schiller*: „*Über naive und sentimentalische Dichtung*“. Die erstgenannten Bändchen dieser verdienstvollen Reihe kosten je DM 2,—, das letzte DM 3,—. D. R.

Richard Strauss

Die seit Jahren zum Bestande unserer musikbiographischen Literatur gehörende, von *Paul Schaller* aus Basel mit Umsicht dirigierte Musikerreihe des *Otto Walter Verlags* (Olten-Freiburg/Br.) legt mit ihrem *Richard Strauss — Leben, Wirken, Schaffen* (384 Seiten, DM

15,80) einen ihrer bisher besten Bände vor. Verfasser ist **Otto Erhard-Ehrenhaus**, der bedeutende Bühnenreformer und Dramaturg, dessen Wirken vor allem in Dresden unvergessen ist und der Einfluß auf fast alle großen Opernbühnen Europas und seit 1933 Amerikas ausübte, wobei er auch als Theoretiker hervorgetreten ist. Erhard darf füglich als Autorität für das Werk seines Freundes Strauss gelten, dem er zeit lebens auf der Bühne gedient hat. So liest man mit wachstem Interesse besonders die durchaus originalen Deutungen des musikdramatischen Schaffens von Strauss, was nicht heißt, daß die Exegese der Tondichtungen und der kleineren Werkgruppen nicht gleichermaßen von tiefe gehender Kenntnis und Vertrautheit zeugt. Zum ersten Male finden wir überdies Strauss als Dirigenten — nie wird die Erinnerung an seine Mozartaufführungen verlöschen — und als Schriftsteller gewürdigt. Eine Fülle von Notenbeispielen unterbaut die Analysen, ein reicher Apparat von Anmerkungen, Bibliographie und vor allem eine ausführliche Discographie ergänzen die Darstellung, die weit in geistige wie musikalische Grenzfragen ausholt und sich als Grundlage künftiger Strausforschung ebenso manifestiert wie als ein halbes Jahrhundert europäischer Musikgeschichte im Lichte eines überragenden Meisters. *Hans Kühner*

Und wiederum Balzac

Um sechs neue Bändchen ist Roholts Balzac-Neuausgabe im wohlvertrauten blau-roten Leinen (oder Ganzleder) erweitert und bereichert worden: „*Der Landpfarrer*“, „*Buch der Mystik*“ (mit den Erzählungen „*Seraphita*“, „*Christus in Flandern*“ und „*Louis Lambert*“) und die „*Contes Drôlatiques*“, von Walter Mehring verdeutscht als „*Trollatische Geschichten*“. Bei diesen muß man sich an die altertümliche Sprache Mehrings erst wieder gewöhnen — dann aber spürt man in ihr die erdgebundene Leiblichkeit Balzacs und den Geist der Touraine und weiß, daß keine andere, modernisierende Übersetzung den „*Contes Drôlatiques*“ jemals gerecht wird. Weiter erschienen die „*Nebenbuhler*“, zwei unbarmherzig die Schwächen des Kleinstadtlebens dekuvierende Erzählungen; „*Eine dunkle Geschichte*“, eine kriminalromanhaft fesselnde Story aus der napoleonischen Zeit, und im Bande „*Volkvertreter*“ die Erzählungen „*Die Deputierten von Arcis*“, welche die Fäden der „*Dunklen Geschichte*“ aufgreift, und „*Die Beamten*“, die wieder einmal beweist, daß sich die Menschen in den letzten hundertfünfzig Jahren auch nicht im mindesten verändert haben. — Die „*Trollatischen Geschichten*“ kosten DM 9,80, die übrigen Bändchen je DM 6,80. *D. R.*

Von **Dr. Werner G. Krug**, Hamburg, brachten wir in Heft 7/1954 einen Aufsatz „Der dunkle Kontinent ist nicht mehr dunkel“. — **Dr. Georg Stadtmüller** ist Honorarprofessor an der Universität München und Herausgeber der Zeitschrift „*Saeculum*“. — **Professor Dr. Ewald Wasmuth**, Tübingen, ist bekannt als Übersetzer und Interpret Pascals; von seinen übrigen Schriften seien erwähnt „*Sokrates und der Engel*“ und als letzte „*Von der Wahrheit der Philosophie*“. — Der in Gräfelfing bei München lebende Dichter **Gottfried Kölwel** feiert am 16. Oktober seinen 65. Geburtstag. Wir durften in Heft 2, 4 und 8/1953 auf seine letzten Bücher hinweisen, in denen sich ein heute so selten gewordenes Empfinden für die stillen Dinge des Lebens manifestiert, das aber nie zu einer Weltabgewandtheit oder einem geringeren Verständnis für die Realitäten des Daseins führt. — **Helmut Hauri**, der in Baden lebt, ist bisher insbesondere mit Hörspielen und Funkerzählungen hervorgetreten.

Diesem Heft sind Prospekte des Drei Eichen Verlags, München, und des Alfred Metzner Verlags, Frankfurt, beigelegt, auf die wir unsere Leser besonders hinweisen.

*In den nächsten Heften
der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:*

Werner G. Krug	Bevölkerungszunahme — eine Geißel unserer Zeit?
Erich Lüth	Was wird aus Israel?
Philipp Hildebrandt	Zu Carlo Rienzi 600. Todestag
Georg Stadtmüller	Griechenland unter der Regierung des Marschalls Papagos
Max Krell	Die Amazone (Erzählung)
Heinz Piontek	Bruder und Bruder (Erzählung)

Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. —
Im Ausland: *Argentinien*: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. —
Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — *Dänemark*: Pressa AG, Blegdamsvej 26,
Kopenhagen N. — *Finnland*: Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, Helsinki. —
Frankreich: Librairie Martin Flinter, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — *Griechenland*:
Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — *Großbritannien*: Interbook, 12 Fitzroy
Street, London. — *Israel*: Dr. Alfred Allerhand, 8 Adam Macohen Street, Tel Aviv. —
Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — *Libanon*: The Levant Distributors
Co., P.O.B. 1181, Beirut. — *Luxemburg*: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck,
Luxembourg. — *Niederlande*: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. —
Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — *Österreich*: K. Lintl
(W. Ennsthaler), Steyr, Grünmarkt 7. — *Portugal*: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores
12, Lissabon. — *Schweiz*: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60—62; Schweizerisches
Vereinsortiment, Olten. — *Spanien*: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. —
Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci Yokusu 12.

Preuves

Monatshefte

herausgegeben vom Kongreß
für die Freiheit der Kultur,
Paris 8e, 104 Boulevard Haussmann

Aus dem Inhalt
des Oktober-Heftes

GEORGES VEDEL
L'ETAT SOUVERAIN CONTRE
LA DEMOCRATIE

DENIS DE ROUGEMONT
DE GASPERI L'EUROPEEN

THIERRY MAULNIER
LES FRANÇAIS DEVANT
MENDES-FRANCE

ROBERT ROCHEFORT
LE PROBLEME
DES HOMMES EN TROP

Zu beziehen durch:
„Kongreß für die Freiheit der Kultur“
Berlin-Zehlendorf, Schmarjestaße 4
Probenummern kostenlos!
Jahresabonnement: DM 8,—

DAS GROSSE

WOCHENBLATT

DER SUDETENDEUTSCHEN

LANDSMANNSCHAFT

Sudetendeutsche Zeitung

Herausgeber:

DR. RUDOLF LOGDMANN VON AUEN

monatlich DM 1,29

MÜNCHEN 3 · Postfach 52

KLEINE VANDENHOECK-REIHE

Im Herbst erscheinen

CARL FRIEDRICH von WEIZSÄCKER

Die Geschichte der Natur

Eine Neuausgabe des berühmt gewordenen Buches des Göttinger Physikers. „Es gibt keine atemberaubendere Lektüre in den letzten Jahren als dieses Buch. Weizsäcker weiß, wie es sowohl auf der Seite der Philosophie als auch der der Naturwissenschaft zugeht. Das macht den Mut seines Unternehmens aus.“ Die Gegenwart

KARL BARTH

Mensch und Mitmensch

Die Grundform der Menschlichkeit

Ein entscheidendes Thema unserer Zeit wird von dem großen Theologen in kühner Weise angepackt und in tiefgründigen Ausführungen erhellt. Er legt dar, daß das „Ich bin“ immer nur bedeutet: Ich bin in der Begegnung oder auch: Ich bin, indem du bist. Die Gedankengänge werden mit einer Fülle unmittelbar wirkender konkreter Beispiele belegt. Ein Buch von unschätzbarem Wert in unserer Zeit des Egoismus und der Unruhe.

GUSTAV RADBRUCH

Kleines Rechtsbrevier

Spruchbuch für Anselm. Herausgegeben von Fritz v. Hippel

Der Heidelberger Rechtsphilosoph hat durch Jahrzehnte hindurch Aussprüche über das Recht aus der abendländischen Literatur gesammelt. Diese Sammlung ist durch Prof. v. Hippel zu einem kleinen Rechtsbrevier geordnet, das nicht nur den Juristen, sondern jeden literarisch interessierten Leser erfreuen wird, denn der Jurist Radbruch war ein künstlerischer Mensch mit umfassenden Kenntnissen auf allen Gebieten der Geisteswissenschaft.

NICOLAI HARTMANN

Philosophische Gespräche

Hier werden zwei Gespräche über die Themen „Klugheit und Weisheit“ und „Der Wahrheitsanspruch der Dichtung“, die der Philosoph mit einem kleinen Kreis ausgewählter Schüler führte, einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht. Sie sind von einer solchen Lebendigkeit und unmittelbaren Anschauung, daß es ein großes geistiges Vergnügen ist, ihnen zu folgen.

LEOPOLD von RANKE

Die großen Mächte - Politisches Gespräch

Noch heute, nach mehr als hundert Jahren seit der ersten Veröffentlichung in Rankes „Historisch-politischer Zeitschrift“ wirken diese beiden Schriften in unverminderter Stärke und Lebendigkeit auf den Leser. Die geschichtliche Erkenntnis des großen Historikers ist von solch bleibender Aktualität, daß man sich der unmittelbaren, fast erregenden Wirkung kaum entziehen kann.

Jedes Bändchen engl. brosch. 2,40 DM, weitere in dieser Reihe werden folgen!

VANDENHOECK & RUPRECHT • GÖTTINGEN

Die Gegenwart

vertritt die Auffassung, daß die Politik in der schwierigen, aber zukunftsreichen Form der parlamentarischen Demokratie die Harmonie zwischen Staatsanforderungen und Freiheit der Person zustande bringen muß. Sie stellt in einer festen Sprache dar, welche Kräfte, welche Personen den Zustand unserer Nation maßgebend bestimmen, und zeigt das Bild der Hauptströmungen im Deutschland dieser Tage, unbefangen und kritisch gegenüber seinen Schwächen, teilnehmend an seinen Sorgen.

Die Gegenwart

bemüht sich in ihren wirtschaftspolitischen Betrachtungen vom Standpunkt der Marktwirtschaft aus um Einsicht in die volkswirtschaftlichen und privatwirtschaftlichen Strömungen und um Ausgleich der sozialen Gegensätze. Sie sucht in Kenntnis der nationalökonomischen Theorie, aber nicht dogmatisch an sie gebunden, den Sinn des Wirtschaftens zu ergründen, die wirtschaftliche Entwicklung wegweisend zu deuten und durch sorgfältige Beobachtung des Wettbewerbs die Marktwirtschaft zum richtigen Gleichmaß des Lebensstandards zu leiten.

Die Gegenwart

gibt in ihrem „literarischen Ratgeber“ ein Spiegelbild dessen, was an geistigen Kräften sich regt, sehnt, empfindet und sucht. Soll die Literatur einen Wert haben, der dauert, will sie ihre Rolle für unsere Epoche richtig erfüllen — so meinen die Herausgeber — dann muß sie die große Verbindung der Lesenden herstellen, die fortdauernde vielfältige Mitteilungslust dieser Generation erregen und ihre Geselligkeit wachhalten.

Die Gegenwart

ist für alle diejenigen geschrieben, die an der Entwicklung unserer Epoche echtes, das heißt geistiges Interesse nehmen. Wer von den Lesern dieser Zeitschrift „DIE GEGENWART“ noch nicht kennt, erhält gern ein Leseexemplar. Anforderungen erbeten beim Verlag, Frankfurt am Main, Gutenbergstraße 7.

Fortschrittliche u. freiheitsbewußte
Europäer lesen und verbreiten

DAS FREIE WORT

die beliebte deutsche Wochenzeitung mit dem dreisprachigen „Europäischen Forum“, mit der „Sozialen Beilage“ und den Rubriken „Junge Welt — junges Europa“, „Europa — unsere Heimat — schönes, weites Abendland“, „Unsere Frauen — unser Leben“, und nicht zuletzt mit dem hochaktuellen politischen Teil, der an keine Partei gebunden ist und

**immer Neues, Besonderes und
Interessantes**

bietet. „Das freie Wort“ steht an der Spitze aller europäischen Wochenzeitungen in seinem Eintreten

**für Freiheit, Recht und
Menschenwürde.**

Monatlich durch die Post bezogen
nur 1,22 DM. — Erfolgreiches In-
sertionsorgan. Probenummern gra-
tis durch den Verlag „Das freie
Wort“ in Düsseldorf, Kasernen-
straße 51.

FORVM

Österreichische Monatsblätter für kulturelle Freiheit

Redaktion: Friedrich Hansen-Loeve
Felix Hubalek — Alexander Lernet-
Holenta — Friedrich Torberg

September 1954:

Friedrich Dessauer

Über Wesen und Würde der Technik

Ernst Halperin: Reporter hinterm
Eisernen Vorhang

Daniel J. Boorstin

Amerika oder Das Unbehagen in der
Demokratie

Ernst Lothar: Rede über Hofmannsthal
A. Lernet-Holenta: Ein kommentiertes
Gedicht

Josef Roth / Salzburger Kehraus
Tscha-Plin und Tschu En-Lai / Mikes
in der Sauna

Friedrich Torbergs Post Scriptum

FORVM, Wien VII, Museumstr. 5

Deutschland:

Pressevertrieb, Frankfurt/Main
Mainzer Landstraße 225

Preis des Doppelheftes:
S 5,—, DM 1,20, Sfrs 1,20



RICHARD SEEWALD

DAS IST DES PUDELS KERN

Mit 30 Federzeichnungen des Verfassers
Gr. 80. 94 Seiten Leinen DM 7,80

Richard Seewald hat hier die Geschichte seines Pudels Felix gezeichnet und aufgeschrieben. Felix ist ein ganz besonderer Pudel: „Er sieht nämlich nicht aus wie andere Pudel, die nach der alten Mode— geschnitten sind wie eitle Löwen, mit einer Quaste am Schwanz und Rosettchen an den Beinen und einem nackten Gesicht, aus dem nun die klugen Augen unschön herauszuquellen scheinen, oder, nach der neuen, den Schopf eines Somalinegers auf der Höhe ihres Kopfes tragen und einen nackten Schwanz haben wie eine Rübe...“ Er kann auch nicht selztanzen und pistolenschießen, trommeln und durch Reifen springen, Fleisch vom Metzger und Brot vom Bäcker holen, Türen öffnen und schließen und was der Dinge mehr sind. „Ich wollte von ihm nichts als Freundschaft, denn der Pudel ist der Freund des Menschen. Er ist angelegt auf Freundschaft, wie der Jagdhund auf Jagd, der Schäferhund auf Hüten, der Neufundländer auf Schwimmen, der Hofhund auf Wachen.“ Davon erzählt diese Geschichte in Bildern und in Worten.

KÜSEL-VERLAG MÜNCHEN

VILLA AUREA

Roman von Georg Kaiser

268 Seiten, Ganzleinen 10,80 DM

Thomas Mann schrieb über den Roman: „Ich hatte Gelegenheit, dieses Prosawerk im Manuskript zu lesen und darf sagen, daß die Lektüre mir so interessant war wie seit langem nichts in dieser Art ... Das Buch gibt das Gefühl einer dichterrisch gesteigerten Menschlichkeit und hat außer seinen literarischen Qualitäten auch die Eigenschaften, die es für ein breites Publikum anziehend machen müssen.“

DIE BÜRGER VON CALAIS

Bühnenspiel von Georg Kaiser

112 Seiten, Gebunden 3,60 DM

Das berühmteste Bühnenwerk des Expressionismus, das über die Weltbühnen gegangen ist und heute noch viel gelesen wird.

KESSLER VERLAG MANNHEIM

U 3,16/17

DAS ECHO

Herausgegeben von Dr. L. K. Stargardt

Die verbreitete, unabhängige
deutsch-sprachige Kultur-
zeitschrift in Südamerika!
Wer Beziehungen in Latein-
Amerika sucht, der inseriere
in der Zeitschrift

» DAS ECHO «

Informationen:

DAS ECHO, Cochabamba,
Bolivia, Casilla 7 48

Auslieferung

der „ Deutschen undschau“ f. Bolivien

Das Vaterproblem in Psychotherapie, Religion und Gesellschaft

Vorträge und Diskussionsbeiträge

herausgegeben von Dr. med. Dr. phil. Wilhelm Bitter

240 Seiten, Pappband DM 6,80

Das Buch enthält Vorträge der 3. Arbeitstagung der Gemeinschaft Arzt und Seelsorger, die im Frühjahr dieses Jahres in Stuttgart stattfand.

Aus dem Inhalt:

Prof. Dr. Köberle, Vatergott, Väterlichkeit u. Vaterkomplex im christlichen Glauben

Prof. Dr. Michel, Das Vaterproblem heute in soziologischer Sicht

Prof. Dr. Maag, Das Gottesbild im Buch Hiob

Dr. Dr. Bitter, Die Vaterübertragung in der Psychotherapie

Alfons Rosenberg, Die Gestalt und Entfaltung des Vaters

Prof. Dr. Rüstow, Autorität und Freiheit

Die Presse urteilt:

Namhafte Vertreter aller Fakultäten hatten das Wort. Immer ging es darum, welche Rolle der Vater für die innere Ordnung der Seele spiele und welche Bedeutung er habe für die Reorganisation der kulturellen Gemeinschaft. Die Rettung des Vaterbildes sei das zentrale Problem unserer Zeit. (Ärztliche Praxis)



HIPPOKRATES - VERLAG STUTTGART

„Jeder Gebildete sollte ihn kennen, denn er zählt zu den wenigen, die das ganze Ausmaß der heutigen Kulturkrise erfaßt haben, zu den wenigen, die trotz der Erkenntnis dieser gigantischen Gefahr nicht verzweifeln — sondern kämpfen.“

Graf Coudenhove-Kalergi

Rudolf Pannwitz

Der Friede

184 Seiten. Leinen DM 8,—,
Engl. Broschur DM 6,—

Der Nihilismus und die werdende Welt

Aufsätze und Vorträge aus den
letzten Jahren.

308 Seiten. Leinen DM 16,—

Ein Verzeichnis weiterer lieferbarer
Werke von Rudolf Pannwitz
bitten wir anzufordern.

VERLAG HANS CARL · NÜRNBERG

Adreßbuch der Direktoren und Aufsichtsräte

nach Persönlichkeiten geordnet

Jahrgang 1954

Mit 12 000 Namen führender Männer der deutschen Wirtschaft und deren Funktionen ist dieser Band ein unentbehrliches Nachschlagewerk für Bankleiter, Industrie- und Handelsfirmen, Aktionäre, Industrie- und Handelskammern, für Hotels und Auskunfteien, Wirtschafts- und Fachpresse, Bibliotheken, Wirtschaftshochschulen, Behörden usw.

Anregend zur Anbahnung
neuer Geschäftsverbindungen

Preis DM 70,—,
1152 Seiten, in Ganzleinen.

Bestellungen erbeten an:

FINANZVERLAG GMBH

Berlin-Grünwald · Taunusstraße 3

Institut für Auslandsbeziehungen

MITTEILUNGEN

des

Instituts für Auslandsbeziehungen

Die einzige Zeitschrift Deutschlands, die sich mit den kulturellen Beziehungen zu allen Völkern der Welt befaßt und in diesem Zusammenhang auch über die kulturelle Arbeit der im Ausland lebenden Deutschen berichtet.

Bisher wurden in besonderen Ländernummern unter anderem bearbeitet:

FRANKREICH
SPANIEN
URUGUAY
AUSTRALIEN
AFGHANISTAN

Die Mitteilungen erscheinen
monatlich oder in Doppelheften
zweimonatlich

Preis für den Jahrgang: 15,— DM
Einzelheft 1,25, Doppelheft 2,50 DM

Probenummern durch das
Institut für Auslandsbeziehungen
Stuttgart, Charlottenplatz 17

EINE FÜLLE BISHER UNBEKANNTER
DOKUMENTE

Rupprecht von Wittelsbach Kronprinz von Bayern

VON KURT SENDTNER

762 Seiten, 41 Bildtafeln, 13 genealogische Tafeln · Leinen DM 28,—

Ein hervorragend ausgestattetes Werk ... „die Biographie wird ganz von selber zur Überschau über drei Generationen bayerischer Geschichte, Kultur und Lebensart.“
(Bayerischer Rundfunk)



RICHARD PFLAUM VERLAG
MÜNCHEN

Basler Nachrichten

Das zuverlässige Informations-
und objektive Meinungsblatt



Die unabhängige, politisch führende Zeitung der Schweiz

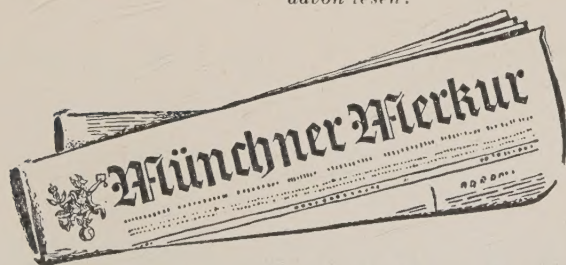
Preis der Tagesausgabe DM. —.40

Abonnementsbestellungen nehmen entgegen: W.E. Saarbach GmbH., Aus-
land-Zeitungshandel, Gereonstrasse 25/29, Köln 1, Postfach, PC.-Kto. 25823
sowie sämtliche Poststellen. — Anzeigenannahme Publicitas Auslandsdienst
Lausanne (Schweiz) sowie sämtl. anerkannten Werbemittler in Deutschland.

Thomas Wolfe:

München, ein deutscher in's Leben übersetzter Traum

Wenn man schon
nicht in München sein kann,
sollte man wenigstens
davon lesen!



die große Münchner Tageszeitung

Verlangen Sie Probenummer unter München 3

RUNDSCHAUREISEN

AUCH IM WINTER können Sie mit uns verreisen. Ein mannigfaches Programm bietet Ihnen günstige Gelegenheiten zu unvergeßlichen Reisen zum Ziel Ihrer Träume:

Und hier unsere Auswahl:

1. **USA.-Fachreise für Baufachleute** 26.11.—12.12.54 DM 5890,—
Flugreise Frankfurt—New York und
zurück — Chicago—Detroit—Washing-
ton.
2. **Große Studienreise nach Ägypten** 17.12.— 6. 1.55 DM 1595,—
Komb. Bahn-, See- und Omnibusreise.
3. **Wintersport
im Skiparadies von Südtirol** 25.12.— 2. 1.55 DM 164,—
Trafol — am Fuße des Ortlergebirges
— der Winteraufenthalt für SIE.
4. **Flugreise
nach den Kanarischen Inseln** 26.12.—12. 1.55 DM 1595,—
Frankfurt—Madrid—Teneriffa—S. Cruz
—Tetuan—Madrid—Frankfurt
Die Reise: Dem Frühling entgegen.
5. **Neujahrsreise nach den Balearen** 27.12.— 7. 1.55 DM 357,—
7 Tage Erholung im milden Klima von
Palma de Mallorca.
Bahnreise.
6. **Und der Schlager der Saison:**
Unsere große Indienreise DM 7500,—
Seerundreise nach Colombo, Kandy,
Madras, Kalkutta, Benares, Delhi,
Bombay.
7. **Südafrika-Reise** 6.12.—24. 1. ab DM 2050,—
Seereise.

Schon in Kürze erscheint unser Frühjahrsprogramm mit vielen Überraschungen für die Freunde der Rundschaureisen. Schreiben Sie noch heute an uns, schreiben Sie an

BÜRO FÜR INTERNATIONALE FACH- UND STUDIENREISEN

BRUNO HOCHREITHER - TÜBINGEN

FRIEDRICHSTRASSE 15-17 — TELEFON: 3863



BÜRGER'S TASCHENBÜCHER

JEDER BAND DM 1.90

- | | |
|--|---|
| 1 ALFRED NEUMANN
Der Teufel | 18 ANDRÉ GIDE
Dostojewski |
| 2 M. Y. BEN-GAVRIEL
Frieden und Krieg
des Bürgers Mahaschavi | 19 C. V. GHEORGHIU
25 Uhr |
| 3 GEORGE ORWELL
1984 | 20 WILLIAM SAROYAN
Der waghalsige junge Mann
auf dem fliegenden Trapez |
| 4 A. I. CRONIN
Die Dame mit den Nelken | 21 FRANÇOIS MAURIAC
Die Tat der Thérèse
Desqueyroux |
| 5 ARTHUR KOESTLER
Sonnenfinsternis | 22 CARLO LEVI
Christus kam nur bis Eboli |
| 6 EDOUARD ESTAUNIE
Der Fall Clapain | 23 LOUIS BROMFIELD
New Yorker Legende |
| 7/8 H. MORTON ROBINSON
Der Kardinal (Doppelband) | 24 OTTO ROMBACH
Adrian der Tulpendieb |
| 9 REINHOLD SCHNEIDER
Las Casas vor Karl V. | 25 HORST LANGE
Die Leuchtkugeln |
| 10 LUIGI BARTOLINI
Fahrraddiebe | 26 LOUIS FISCHER
Mahatma Gandhi, sein Leben
und seine Botschaft an die Welt |
| 11 LION FEUCHTWANGER
Jud Süß | 27 VERN SNEIDER
Die Geishas des Captain Fisby |
| 12 SOSTSCHENKO
Schlaf' schneller, Genosse! | 28 CESBRON
Die Heiligen gehen in die Hölle |
| 13 ROLAND DORGELES
Geschichten vom Montmartre | 29 SASCHA GUITRY
Tagebuch eines Schwindlers |
| 14 PEARL S. BUCK
Das geteilte Haus | 30 SILONE
Brot und Wein |
| 15 JEAN-PAUL SARTRE
Im Räderwerk | 31 WALTHER TRITSCH
Karl V. |
| 16 ERNST WEISS
Arzt und Mörder | 32 BERTRAND RUSSELL
Satan in den Vorstädten |
| 17 GRAHAM GREENE
Jagd im Nebel | |

In allen Buchhandlungen



BÜRGER'S TASCHENBÜCHER

VERLAG DAS GOLDENE VLIES, DARMSTADT

Aus einer Gruppe von Redakteuren und von Verlegern aus traditionsreichen Verlagshäusern entwickelte sich die festgefügte Gemeinschaft von über 200 Mitgliedern eines Redaktions- und Verlagsstabes, die jeden Tag die

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

gestalten. 100 ständige Korrespondenten in den Hauptstädten der Welt und in den Großstädten der Bundesrepublik und 1000 Mitarbeiter — ein jeder als Experte auf seinem wissenschaftlichen, politischen, kulturellen, wirtschaftlichen oder sportlichen Gebiet anerkannt — ergänzen die tägliche Redaktionsarbeit in unserer Zeitung, deren Textteil vorwiegend aus eigenem Redaktionsmaterial besteht.

Die Verbreitung in 78 Ländern der Welt und in 2900 Orten der Bundesrepublik von der Nordsee bis zu den Alpen mit über 100 000 Abonnements wurde in 900 eigenen Agenturen organisiert.

Der bekannte Bonner Korrespondent von »Le Monde«, Alain Clément, schrieb bei einer Übersicht über die deutsche Presse in einem Bericht für das Internationale Presseinstitut in Zürich: „Die Frankfurter Allgemeine Zeitung kann für sich mit Recht in Anspruch nehmen, zu den führenden Blättern der Welt gerechnet zu werden.“ Die Welpresse, so die „Times“, „New York Times“, „Le Monde“ und andere, zitiert die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ als

die Stimme Deutschlands in der Welt